1914–2014 BEWEGTE ZEITEN – 100 JAHRE KIRCHE ST. JOSEF IM KREIS 5

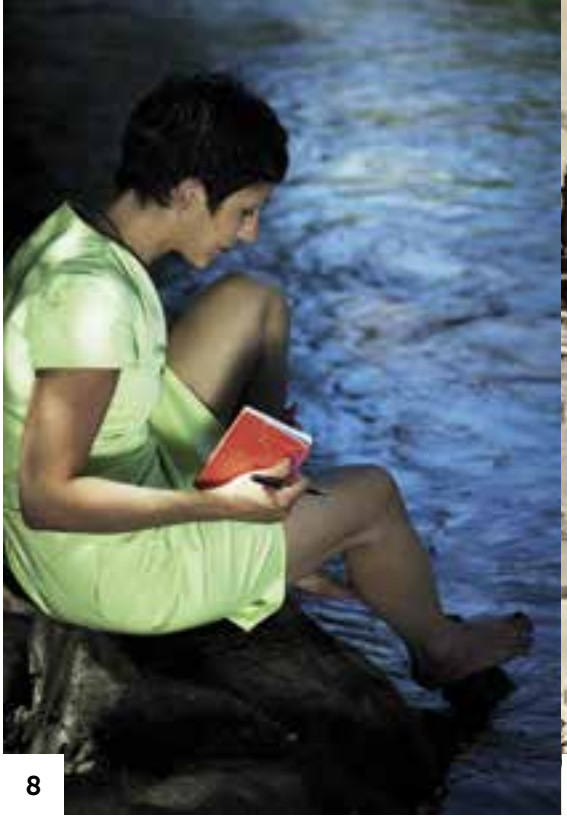
Weltreisender Alberto Venzago über seinen Anker

Monika Schärer lebt und schwimmt im «Foifi»

St. Josef bewegt sich – mit dem Kreis 5

Architekten Moser, Frey + Saarinen prägen St. Josef

INHALTSVERZEICHNIS



8

40

5 EDITORIAL
Werner Sieber, Präsident Kirchenpflege

7 GRUSSWORT
des Generalvikars Josef Annen

8 PORTRAITS
Walter Christ: «Zufriedenheit ist alles»
Monika Schärer: «Das Unbekannte motiviert mich»
Peter Holzer: «Der Lärm stört mich nicht»

14 CHRONOLOGIE DES KREIS 5
Geschichte und Entwicklung von Kreis 5 und St. Josef beeinflussen sich gegenseitig.

16 INTERVIEW
Robert Schönbächler: «Während der Drogenszene sind viele weggezogen…»

18 DEM QUARTIER DEN PULS FÜHLEN
Ein Spaziergang durch den Kreis 5.

24 INTERVIEW
Michael Hermann, Politgeograf: «Ich schätze die eigenwillige, urbane Qualität des Kreis 5»

28 PORTRAITS
Sophia und Carla: «Wir streiten nicht viel. Wir haben bloss kleine Zickenkriege»
Alberto Venzago: «Ich bin ein spiritueller Atheist»
Nathalie Musardo: «Im Mittelpunkt stehen die Spiritualität und der Mensch»

36 INTERVIEWS
Dr. med Martin Schwander: «Der Mix der Menschen im Quartier ist spannend»
Zenta Ziegler: «Das sind doch alles nur Details»

40 ST. JOSEF – DIE ANFÄNGE
Über die Gründung der Kirchgemeinde, damals «am Zürcher Stadtrand», von 1904-1914.

50 EIN TURM UNTER TÜRMEN
Pfarrer Hannes Kappeler denkt über die Weite und Lichter nach, über das Werden und die Türme im Kreis 5.

58

74

52 JOHANNES AN JOSEF
Der reformierte Johannes schreibt dem katholischen Josef einen Brief.

54 PORTRAITS
Rony Astorga: «Das All ist Gottes Schöpfung»
Michele Isaac: «Der Gottesdienst gibt mir Kraft»

58 DIE KIRCHENARCHITEKTUR VON KARL MOSER
Als jugendlich und für Kirchenleute «anstössig» wurde die neue Kirche St. Josef im Jahr 1913 bezeichnet.

70 PORTRAITS
Silvia Gomez: «Ich stelle mir Fragen und finde Antworten im Gebet»
Hannes Kappeler: «Glauben ist keine Kopfsache»

74 VON DER PFARRHERRVILLA ZUM PFARREIZENTRUM
Der Umbau des Pfarreizentrums im Jahr 2010 mit den Zürcher Architekten Frei + Saarinen.

84 DAS IST ST. JOSEF
Eine Kirche stellt ihre Personen vor.

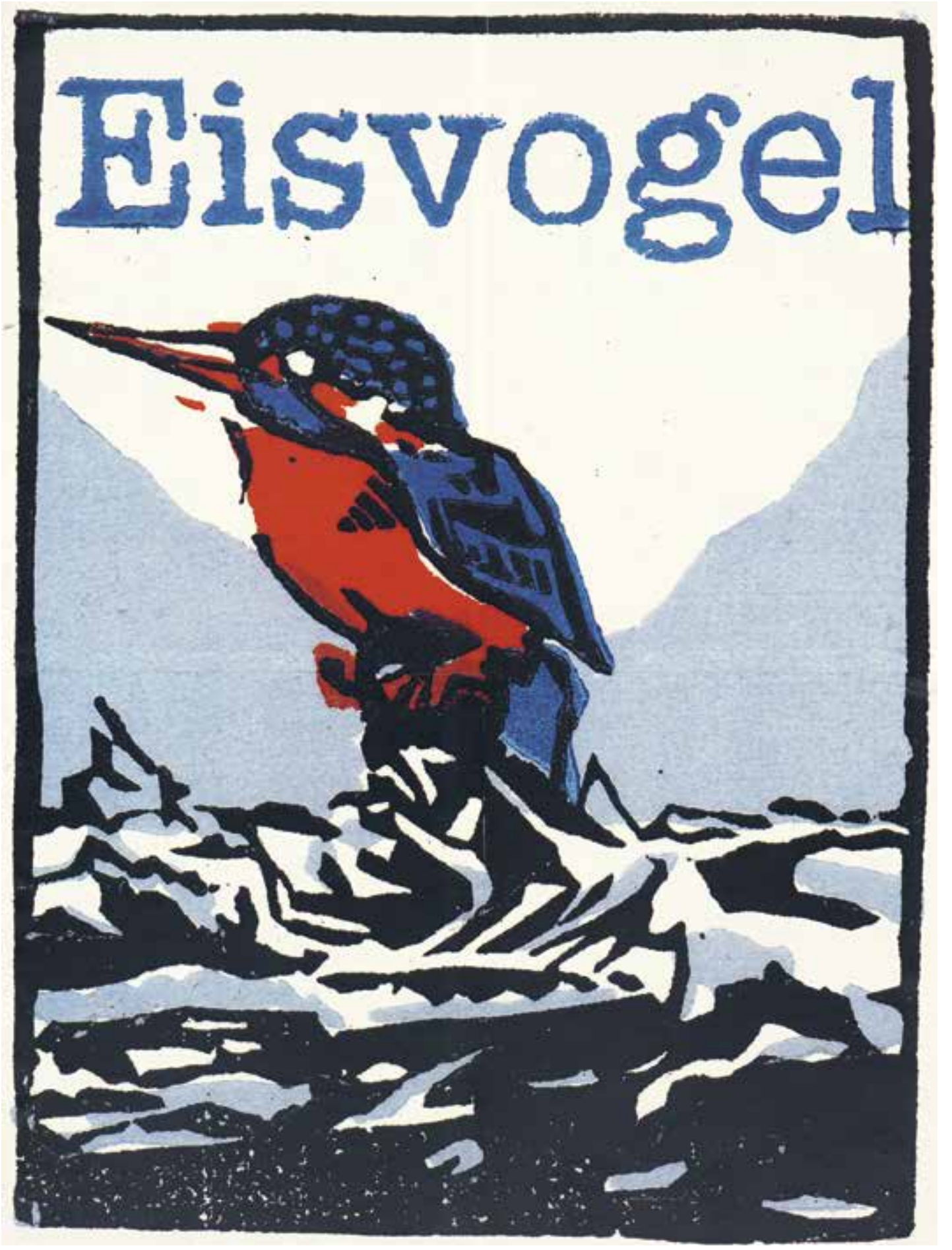
86 AUTORINNEN, AUTOREN, FOTOGRAFINNEN

89 IMPRESSUM

91 DANK

-

Mehr über St. Josef und aktuelle Anlässe auf www.stjosef-zuerich.ch



ANZEIGE

EDITORIAL

—— Bewegte Zeiten – 100 Jahre St. Josef im Zürcher Kreis 5. Diese Geschichte begann mit der Selbsthilfe Zugewanderter sowie engagierter Kreise aus der Innerschweiz. Unter dem Motto «Jeder Rappen zählt» sparten die Gläubigen Woche für Woche Kleingeld für ihr Gotteshaus. In der gelebten Solidarität und Religiosität integrierten sich diese Neuzürcher in der aufstrebenden Industriestadt, im Arbeiterquartier Kreis 5.

—— Dieses Magazin zeigt den Weg vom Arbeiterquartier über die Industrialisierung bis Züri-West: einem Ort der Moderne und Ausgehviertel. Tauchen Sie ein in das Baugeschichtliche, das Historische und in die Veränderungen unserer Gegend. Streifen Sie mit der Stadtwanderin durch unser Quartier oder vertiefen Sie sich in das Grusswort unseres Generalvikars. Über gelebte Ökumene lesen Sie im Brief von Johannes an unseren Kirchenpatron St. Josef.

—— In Portraits von Kreis 5-Bewohnerinnen und -Bewohnern zeigt sich ausserdem die Vielfalt des Quartiers. Lernen Sie bekannte Persönlichkeiten von einer neuen Seite kennen, freuen Sie sich auf eine Begegnung mit Jugendlichen. Lesen Sie von Menschen, die sich gefunden haben, Aufgebrochenen und Angekommenen – und besuchen Sie eine 102-jährige Quartier- und Kirchenkennerin im Altersheim.

—— Bau und Architektur der Kirche sind ebenso dokumentiert wie der gelungene und mehrfach prämierte Umbau des Pfarreizentrums vor vier Jahren. Wussten Sie übrigens, dass 1904 neue Vereine (Frauenverein, KAB, Kirchenchor) gegründet wurden, die sich für den Bau von Kapelle und Pfarrhaus einsetzten? All die Geschichten aus bewegten Zeiten sollen Sie zum Nachdenken, Nachblättern oder Schmunzeln bringen.

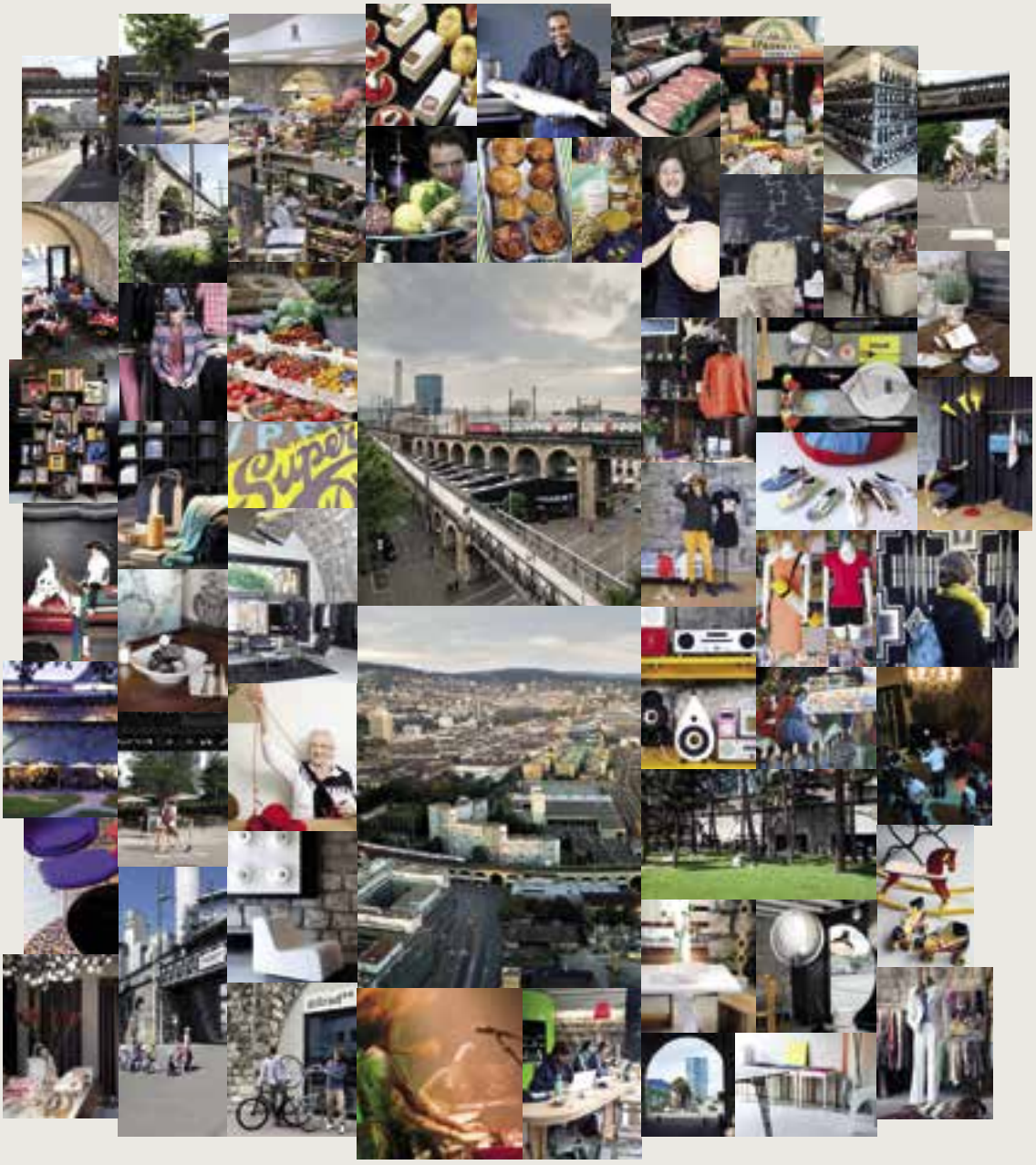
—— So hoffen wir, dass auch unsere Nachfahren immer wieder Muse sowie Mut finden, sich den ständig wechselnden und doch überraschend gleich bleibenden Lebensgrundsätzen zu stellen. Gerade in unsicheren Zeiten braucht der Mensch einen tieferen inneren Leitfaden und die Ausrichtung auf etwas, das über uns steht. Glauben wir daran und versuchen wir, diese Weisheiten der Jugend und den mittleren Generationen in Erinnerung zu rufen. Nicht als Lehrmeister und Besserwisser, sondern als Freunde in der gelebten Gemeinschaft. Dabei gilt damals wie heute: In St. Josef ist jeder Mensch unendlich wertvoll. Dafür setzen wir uns ein.

Werner Sieber

Präsident der Kirchenpflege

Alles von A bis V

Austern schlürfen, Bücher pflücken, Casual bis Klassik einkaufen, Designermöbel bestaunen, Espresso nippen, Freunde treffen, Geschenke finden, Häkeln lernen, Ingwertee trinken, Jeans anprobieren, Käse kosten, Livekonzerten lauschen, Markthalle entdecken, Neuigkeiten erfahren, Ohrenbetäubendes erleben, Pies geniessen, Qualität schätzen, Rotwein degustieren, Sneakers testen, Tango tanzen, Uhr aussuchen, Velos mit Stil wählen.



IM VIADUKT

www.im-viadukt.ch

Von A bis V wie Viadukt.

GRUSSWORT

100 Jahre Pfarrei St. Josef – das ist eine Feier wert. Als Generalvikar mit dem gleichen Namenspatron Josef ist es mir eine besondere Ehre, der Pfarrei zum Jubiläum ein Grusswort zukommen zu lassen.

DAMALS

Wie an anderen Orten wiederholt sich die Geschichte auch im Kanton Zürich. Vor 100 Jahren kamen Frauen und Männer aus den katholischen Gebieten in die aufstrebenden Städte des Kantons Zürich. Hier fanden sie Arbeit und Wohnung und gründeten eine Familie. Das waren die Migranten von damals. Sie suchten am neuen Ort in der Stadt auch Geborgenheit und Beheimatung. Im Industriequartier haben sie in der Pfarrei St. Josef das gefunden, wonach sie gesucht haben: ein religiöses Zuhause, einen Ort, wo sie nach der Mühe der Arbeit zur Ruhe kommen und Kraft schöpfen durften. Soziale Heimat fanden sie aber auch in einem lebendigen Umfeld, zum Beispiel im Frauenverein oder in der Katholischen Arbeitnehmerbewegung. Hier wurde Solidarität gelebt: Die Pfarreiangehörigen sind sich gegenseitig beigestanden. Sie haben sozial Benachteiligte mitgetragen, Kinderkrippen gegründet, Essens- und Kleiderpakete geschnürt. Sogar Krankenkassen wurden gegründet. Die katholische Soziallehre wurde in den Alltag übersetzt. Das waren die Pioniergenerationen von damals.

UND HEUTE?

Es ist nicht mehr wie früher. Aus dem abgelegenen Arbeiterquartier ist eine trendige Ausgeh- und Vergnügungszone geworden. Nur wenige lassen sich für längere Zeit auf eine feste Verpflichtung in einem Verein oder Vorstand ein. Dafür ist die Bereitschaft gewachsen, sich in einem zeitlich begrenzten Projekt einzusetzen.

Die Migranten von heute kommen aus aller Herren Länder. Auch hier wiederholt sich die Geschichte. Diese Menschen suchen nicht bloss ein Dach über dem Kopf und Arbeit. Auch sie suchen nach einem religiösen und sozialen Zuhause. Auch sie halten Ausschau nach dem, was ihrem Leben Sinn und Erfüllung gibt. Das Ergebnis der Umfrage der Schweizer Bischofskonferenz aus dem Jahre 2013 zur Partnerschafts-, Ehe- und Familienpastoral zeigt es in aller Deutlichkeit: Auch der Mensch von heute hält Ausschau nach Gott. Der Glaube spielt für die Gestaltung des Lebens eine wichtige Rolle.

Die Pfarrei St. Josef kann auf ein Jahrhundert Erfahrung zurückblicken. Sie hat die Chance, auch in den kommenden 100 Jahren genau hier, mitten in der Stadt Zürich, die grossartige Botschaft des christlichen Glaubens umzusetzen: Jeder Mensch ist unendlich wertvoll. Gott kennt jeden und jede. Er geht jedem Menschen nach wie der Hirt dem verlorenen Schaf. In der Pfarrei St. Josef wird niemand fallengelassen und aufgegeben – weder der Asylsuchende noch die alleinerziehende Mutter aus Lateinamerika.

Alle Gläubigen der Pfarrei St. Josef sind berufen, einander gute Hirtinnen und gute Hirten zu sein, den Verlorenen nachzugehen, die Schwachen zu schützen, das Leben zu hüten, einander in Familie, Nachbarschaft und Quartier beizustehen.

Der Heilige Josef möge mit seinem Vorbild ein Wegweiser für das Heute sein: Er war aufmerksam gegenüber der leisen Stimme Gottes, offen für seine Zeichen, verfügbar für dessen Plan.

Dass dies der Pfarrei St. Josef mit Gottes Hilfe auch in Zukunft gelingen möge, wünsche ich Pfarrei und Kirchgemeinde von Herzen.

Dr. Josef Annen,
Generalvikar Zürich-Glarus

"DIE LIEBE ZU
MEINEM BERUF
GAB MIR STETS DIE
KRAFT, DIE
ICH BRAUCHTE."

"ZUFRIEDENHEIT IST ALLES"

TEXT: GABRIELA MEILE • BILD: IRIS STUTZ

ER REISTE ALS OBERKELLNER DURCH DIE WELT. GLÜCKLICH WAR ER ÜBERALL. DOCH SEIN ZUHAUSE FAND WALTER CHRIST VOR 31 JAHREN IM ZÜRCHER KREIS 5.

Durch die Balkontür dringen leise die Geräusche des Trams Nummer 17 in die 3-Zimmerwohnung. Gleich um die Ecke befindet sich eine Haltestelle, zu der Walter Christ, 74, fast täglich geht. «Manchmal weiss ich nicht, wohin das Tram mich führt. Ich lasse mich treiben», erzählt er. Mindestens zweimal pro Monat hält Christ beim Schiffssteg. Er ist gerne mit den Fähren auf dem Zürichsee unterwegs, liest die Zeitung und lässt seine Gedanken schweifen. Häufig bringen sie ihn in jene Zeit zurück, in der er selbst auf einem Schiff arbeitete und die Weltmeere befuhr.

Mit 14 half Walter Christ in Basel, wo er aufgewachsen war, zum ersten Mal in einem Restaurant aus. Er verkaufte Sandwiches und räumte Gläser von den Tischen. «Mein Patron ermöglichte mir später die Lehre als Servicefachangestellter in Montreux», erzählt er. Von dort aus brach Christ als Saisonier in die Berge auf, nach Arosa und Davos. Dorthin kam er auch zurück, nachdem er längst das erste Mal im Ausland als Maître d'Hotel tätig war – als Oberkellner auf dem Schiff und in den besten Häusern der Welt. «Ich bewarb mich nie bei einem Hotel mit weniger als vier Sternen. Ich erhielt jede Stelle», sagt Christ und rückt seine Brille zurecht. Zu seinen Stationen gehören London, Amsterdam, New York und Hongkong. Er lernte neue Menschen und Kulturen kennen, arbeitete nicht selten 14 Stunden am Tag. «Mir gefiel es überall. Die Liebe zu meinem Beruf gab mir stets die Kraft, die ich brauchte.»

Als er wieder einmal in den Schweizer Bergen war, fand er noch eine andere Liebe. Die seines Lebens: die Wienerin Elisabeth, die ebenfalls in einem Restaurant servierte. Vor 46 Jahren haben die beiden geheiratet. «Elisabeth war oft alleine, wenn ich eine Stelle im Ausland annahm. Aber sie hat sich nie beklagt. Sie ist eine wunderbare Frau.» Hört sie ihn so sprechen, winkt sie lächelnd ab und sagt: «Ach, du bist ein Charmeur.»

Nach Jahren als Weltenbummler wurde Walter Christ mit seiner Frau sesshaft. Mit 43 bekam er eine Stelle in einem renommierten Zürcher Hotel, die ihm dermassen gefiel, dass er nicht mehr weg wollte. Im Fünf-Sterne-Haus arbeitete er, bis er 70 war. «Ich blieb einfach da hängen», erzählt Christ. Aber irgendwann müsse mal Schluss sein, erklärt er. «Manchmal fehlt mir mein Beruf. Doch ich bin dankbar für meine Gesundheit. Dankbar für meine Frau. Dankbar für unser schönes Zuhause.»

Auf die 3-Zimmerwohnung wurde er 1982 durch einen damaligen Kollegen aufmerksam. Am Quartiersleben nimmt das Ehepaar Christ bloss noch selten teil. «Ich war immer ein geselliger Mensch», sagt er. Heute allerdings ziehe er es vor, seine Ruhe zu haben. Ein-bis zweimal jährlich besucht Christ einen Gottesdienst mit klassischer Musik in der St. Josefskirche. «Ich weiss nicht, ob Gott existiert. Ich bin ihm noch nie begegnet.» Christ lacht und fügt an: «Ich bin ein Pragmatiker. Aber hin und wieder spüre ich das Bedürfnis, in die Kirche zu gehen.»

Religiös sei er nicht. Doch weil er seine Mutter verlor, als er zwölf war, habe er gelernt, das Beste aus jeder Situation zu machen. «Mit Jammern kommt niemand weiter.» Zufriedenheit sei alles, was es im Leben brauche.

Durch die Balkontür strahlt die Nachmittagssonne. Walter Christ möchte spazieren gehen. Er zupft an seiner beigen Hose und dem karierten Hemd, legt einen seiner Panamahüte bereit und schaut auf die Uhr. Viel Zeit bleibt ihm nicht mehr. Um sechs wird seine Frau mit dem Abendessen auf ihn warten. «Sie ist die beste Köchin, die ich kenne», schwärmt Christ. Sie schüttelt den Kopf und schmunzelt. Die Eheleute verabschieden sich. Walter Christ macht sich auf zur Haltestelle um die Ecke, wo er in das Tram Nummer 17 steigt und sich treiben lässt.

"ICH WOLLTE
HERAUSFINDEN,
WAS BLEIBT,
WENN WIR LÄNGST
TOT SIND."

"DAS UNBEKANNTE MOTIVIERT MICH"

TEXT: ANDREA KELLER • BILD: IRIS STUTZ

MONIKA SCHÄRER IST VON HAUS AUS GEBORGEN. DA GAB ES DIE MEERSÄULI IN IHRER KINDHEIT, DIE THEATERBESUCHE, DEN SPORT. UND WER GRUNDSÄTZLICH AUF FESTEM BODEN STEHT, KANN AUCH SPRÜNGE WAGEN. DIE KULTURFRAU LEBT EIN LEBEN IN BEWEGUNG.

Sie marschiert den Waidfussweg rauf, rauf. Da gibt es die Treppe. Der Puls steigt. Dann erreicht sie den Wald, dann die Weite. Wenn Monika Schärer nachdenken muss, nach Lösungen sucht oder nach Zerstreuung, braucht sie Aussicht auf Neues. Sie will Wind um den Kopf, dankt dem Durchzug in den Gedanken – und immer wieder entdeckt Schärer unverbrauchte Wege neben abgewetzten Pfaden. Das zeugt von Bewegungsdrang, auch mental. Sie selbst nennt es Offenheit. «Ich brauche die Abwechslung. Das Unbekannte motiviert mich.» Ihre Sprünge ins kalte Wasser, die wagt sie manchmal auch wortwörtlich – in die Limmat beispielsweise, die in unmittelbarer Nähe von ihrem Zuhause im Kreis 5 vorbeifliesst. Dem Gewässer hielt sie schon eisern die Treue: «Ich habe 2012 damit begonnen, mit dem Schwimmen nicht aufzuhören.» Irgendwann war es Spätsommer, dann und wann regnete es. Was folgte, war Schnee. Schärer sprang noch immer ins Winterwasser. Tagtäglich, bis im Februar. «Teils», und das sagt sie jetzt mit einem Augenzwinkern, «teils ist man ganz allein. Dann kann man auch nackt reinhüpfen.» Wenn diese Augen so zwinkern, würde man ihr sogar aufs Glatteis folgen. Wenn sie so zwinkern, diese Augen, dann kann man gut und gerne vergessen, dass man Monika Schärer vielleicht nur aus dem Radio und TV kennt und gar nicht persönlich.

Sie redet jetzt von Bauchentscheidungen und dass sie immer auf diesen Bauch vertraut habe. Ihre Stimme erzählt fliessend und in angenehmen Tönen. Mit ihr schwamm Schärer jahrelang im Äther. 1994 dann wechselte sie zum Fernsehen, und plötzlich kannte man auch ihr Gesicht. Zuletzt flimmerte es in der SRF-Sendung «Box Office» über den Bildschirm. Im April 2011 übernahm Monika Schärer zusammen mit ihrem Mann die TOPICFILM, eine der ältesten Filmproduktionsfirmen der Schweiz. Heute bezeichnet sie sich als Kulturfrau. Ganz einfach. Ganz vielfältig. Denn da gibt es auch noch die Lesungen, gibt es Reisen und Moderationsaufträge – und eben, da gibt's Filme. Zum Beispiel den über ihren «Nonno», den verstorbenen Grossvater mit italienischen Wurzeln, der in Bad Zurzach ein Comestibles Geschäft führte und noch auf seinen Seniorenausflügen ununterbrochen Witze erzählte. Monika Schärer lacht jetzt. Dann redet sie weiter: «Ich wollte herausfinden, was bleibt, wenn wir längst tot sind.» Auf ihre eigene Vergänglichkeit angesprochen und auf das, was von ihrer Person nachhallen soll, sagt sie: «Ich habe keine Kinder. Aber man hinterlässt auch etwas in den Menschen, die einen begleitet haben. Das ist mir das Wichtigste.» Dieses «Es war einmal», das über das eigene Ende hinaus geht, diese Erinnerungen.

Sie ist lebhaft. Irgendwie strotzt die Frau vor Vitalität. Aber auch Monika Schärers Körper erzählt endliche Geschichten. 2007 wurde bei ihr Brustkrebs diagnostiziert. «Ich war monatelang damit beschäftigt, nach vorne zu schauen, nach vorne zu kämpfen.» Schwerst trübe Sinnfragen gestellt habe sie sich dabei nicht. «Da blieb überhaupt keine Zeit für eine Depression.» Auch ihren Bezug zur Kirche hat die Erfahrung nicht verändert. Mit der Institution an sich ist Monika Schärer wenig verwoben, wenngleich reformiert aufgewachsen und auch konfirmiert. «Ich finde es aber schön, Kirchen anzuschauen, gerade im Ausland, gerade auf Reisen.» Da locken dann auch buddhistische Tempel, Synagogen, da faszinieren Moscheen. «Diese Stätten haben etwas Beruhigendes.» Das schätze sie, doch – und auch das Pflegen von Traditionen und Bräuchen, von Zeremonien.

Rituale und Neuartiges zugleich, Ankommen im Aufbruch: Wenn Monika Schärer nachdenken muss, marschiert sie den Waidfussweg rauf, rauf. Dann erreicht sie den Wald, dann die Weite.

"DIE BEZIEHUNG GIBT MIR WÄRME, DIE BEZIEHUNG MACHT SINN – UND MIT IHR AUCH DER GANZE REST."

"ICH BIN GERNE MITTENDRIN, DER LÄRM STÖRT MICH GAR NICHT"

TEXT: ANDREA KELLER • BILD: IRIS STUTZ

MIT ANFANG ZWANZIG KAM PETER HOLZER NACH ZÜRICH. ER FAND HIER GROSSSTADTGERÄUSCHE UND DEN MANN SEINES LEBENS. EIN ERSTER BLICK, EIN LEISES KLICK. DARAN ERINNERT ER SICH – UND ERZÄHLT SEINE GESCHICHTE.

Peter Holzer sitzt am Wohnzimmertisch, unaufgeregt und angenehm im Wesen. Hinter seinem Rücken rauscht die Stadt, rattern die Züge über die Viaduktbögen. Dem Bahnverkehr begegnet man in der Wohnung im fünften Stockwerk auf Ohren- und Augenhöhe. Und wären die Scheiben in der Stube nicht geputzt worden, fände man am Glas wohl noch Abdrücke einer kleinen Kindernase. «Als wir hier eingezogen sind, konnte sich mein kleiner Neffe am Treiben da draussen nicht sattsehen.» Auch Peter mag die Aussicht. Der damit verbundene Lärm stört ihn herzlich wenig, im Gegenteil: «Diese Geräuschkulisse gehört für mich zum Leben in der Stadt dazu. Ich habe das Urbane gesucht – und hier im Kreis 5 gefunden.»

Aufgewachsen ist Peter in Feldkirch in Österreich, in der Ebene des Alpenrheins. Die Eltern besassen einen grossen Garten: Seine Mutter hegte Gemüse, sein Vater pflegte Hasen und Schafe. Sonntags ging die Familie auch mal zur Kirche. Und, ja, er glaube an Gott, sagt Holzer, und schätze auch die Institution Kirche – jedenfalls jenen Teil davon, den er ganz direkt miterlebe: Besinnlichkeit und Fürsorge, Gemeinschaft. Mit manchen Auffassungen der katholischen Kirche kann er allerdings gar nichts anfangen. Wenn Homosexualität verteufelt wird, zum Beispiel, widerspricht das Peters Gefühlswahrheit. Schliesslich hat er die Liebe seines Lebens in einem Mann gefunden. Tristan sitzt mit am Tisch, scheinbar in virtuelle Gefilde versunken. Seine Augen sind auf den Bildschirm des Laptops gerichtet. Mithören tut er wohl trotzdem. Hin und wieder lächelt es im schönen Gesicht.

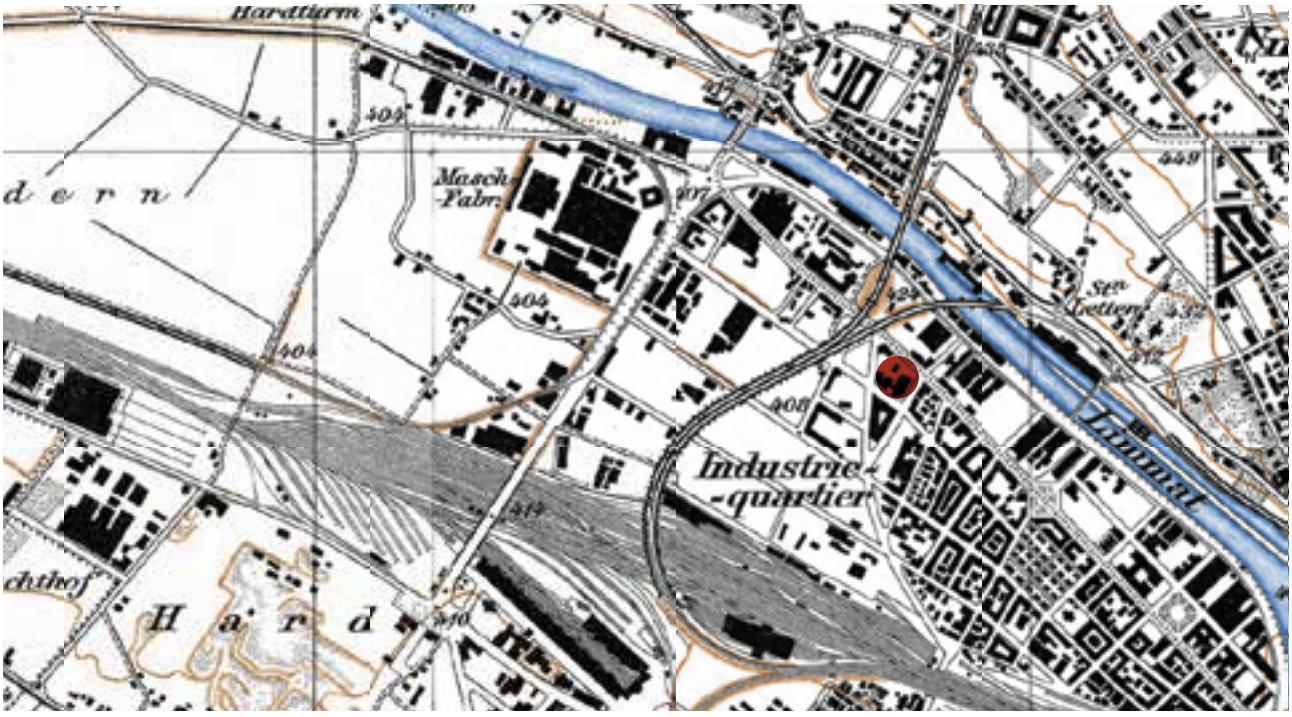
Wenn die Kirchglocken des St. Josef läuten, hört man das in der Wohnung des Paares. Das Gotteshaus ist nur knapp 300 Meter entfernt. Entsprechend nahe liegend war es, wortwörtlich, sich nach der standesamtlichen Trauung in der Kirche St. Josef segnen zu lassen. Mit der herzlichen Offenheit des Pfarrers haben die beiden dann aber doch nicht gerechnet. «Natürlich hatten wir die Befürchtung, dass da Einwände kommen: eine Gay-Hochzeit in der katholischen Kirche, spinnt ihr?» Aber nichts dergleichen. Der Pfarrer habe eine wunderbare Zeremonie ermöglicht. Das war im Sommer 2011. An einem strahlend schönen Tag im ansonsten verregneten Juli stand das Paar vor dem Altar. Beide trugen einen schwarzen Smoking, beide hielten einen Brautstrauss in ihren Händen. Die Kirche war bis auf das letzte Zentimeterstück Holzbank besetzt, beinahe, jedenfalls sei sie sehr voll gewesen. Und Hannes Kappeler feierte mit wohlweisen Worten, was die Männer seit bereits 14 Jahren vereint: die Verbundenheit zweier Menschen, die zusammen gehören, füreinander zur Heimat geworden sind und das auch bleiben wollen – in guten wie in schlechten Zeiten.

Peter Holzer erlebt gerade eine gute Zeit, eine glückliche. Bei der Frage, wann er zum letzten Mal richtig traurig war, muss er jedenfalls nachdenken. Er erinnert sich nicht. Ein Glück also – sein Glück, das ebenfalls mit der Partnerschaft zusammen hängt: «Wenn ich Tristan nicht hätte, wäre ich vielleicht auch nicht so positiv. Er gibt mir die Geborgenheit, die ich brauche. Wenn er bei mir ist, kann es draussen auch Nebel haben, regnen. Die Beziehung gibt Wärme, die Beziehung macht Sinn – und mit ihr auch der ganze Rest.» Im Moment gebe es für ihn wirklich keinen Grund, tieftraurig zu sein oder am Leben zu leiden. Und nebst seinem Mann geniesst der 37-Jährige auch seine Freunde, die Musik, den Ausgang, das Kochen – und eine Arbeit, die fordert. Peter Holzer ist Webentwickler. «Ich arbeite selbständig. Das bedeutet: selbst und ständig», sagt er und lacht.

Wie man derart ausgelastet und trotzdem so entspannt sein kann, bleibt Peters Geheimnis. Ein weiteres, nämlich das ihrer langjährigen, glücklichen Beziehung, steht als Frage im Raum. Die Antwort kommt von Tristan: «Reden, reden, reden… Ausserdem ergänzen wir uns wunderbar: Ich kann super emotional sein, auch mal im Sturm stehen – Peter dagegen ist ein Fels in der Brandung.»

VON DER ALLMEND

TEXT: MARIE-ANNE LERJEN, PIETRO MAGGI



© Daten: swisstopo 1913

- **1787** Aussersihl wird als eigene Gemeinde von Wiedikon abgetrennt (Gebiet der heutigen Kreise 4 und 5). Wenige BewohnerInnen, im hinteren Teil Acker- und Allmendland.
- **1847** Eröffnung der ersten Eisenbahnstrecke der Schweiz von Zürich nach Baden. Die Fläche der Gemeinde Aussersihl wird zerschnitten.
- **1850** In Aussersihl sind 1'881 Personen wohnhaft (auf beiden Seiten der Geleise). Ab den 1860er-Jahren steigt Bevölkerungszahl durch Zuwanderung rasant an.
- **Ab 1880** Zwischen Geleisen und Limmat entwickelt sich das Industriequartier. Niederlassung von Woll- und Seidenfärbereien, Seifenherstellern, Maschinenfabriken.
- **1883** Erste Schweizerische Landesausstellung in Zürich. Ausstellungsorte sind Platzspitz und Ausstellungsstrasse.
- **1893** Die Gemeinde Aussersihl wird in die Stadt Zürich aufgenommen (Eingemeindung).
- **1894** Im ganzen Gebiet Aussersihl bereits 30'248 BewohnerInnen. Viele neue Wohnhäuser in Blockrandbebauung, enge Wohnverhältnisse.
- **1894** Neues Bahnviadukt nach Wipkingen mit durchlässigen Bögen (früher Bahngeleise auf Erdwall in Höhe Röntgenstrasse).
- **30. Oktober 1904** Einsegnung der St. Josefs-Kapelle durch den bischöflichen Offizial (späterer Bischof von Chur) Georg Schmid von Grüneck.
- **16. Juli 1912** Einsegnung des Grundsteins der St. Josefskirche durch den bischöflichen Kanzler (früherer Vikar von St. Peter und Paul, späterer Bischof von Chur) Lorenz Vinzenz.
- **3. Mai 1914** Einsegnung der St. Josefskirche durch Peter Furrer, Pfarrer von St. Peter und Paul, als Delegierter des Bischofs von Chur.
- **1913** Aussersihl wird in zwei Verwaltungseinheiten geteilt. In den Kreis 4 zwischen Geleisen und Wiedikon und den Kreis 5 zwischen Geleisen und Limmat. Beide Kreise zusammen haben nun 52'910 BewohnerInnen, davon wohnen 16'370 im Kreis 5.

ZUM TRENDQUARTIER

© Daten: swisstopo 2012

0 100 200 300m

- **1. Januar 1916** St. Josef wird selbständige Pfarrei. Der erste Pfarrer ist Friedrich Meinrad Fuchs. Er versieht das Amt bis 1930.
- **1926** Josefwiese wird als erste öffentliche Grünfläche im Quartier eingeweiht.
- **1929** Eröffnung Hardturmstadion.
- **1930–1933** Neubau der Kunstgewerbeschule an der Ausstellungsstrasse.
- **1931** Das Volkshaus «Limmathaus» mit öffentlichen Sälen, Bibliothek, Duschen und Bädern wird eröffnet.
- **7. Juli 1963** Das Zürcher Volk stimmt dem Kirchengesetz zu. Die katholischen Pfarreien werden öffentlich-rechtliche Körperschaften und sind als Kirchgemeinden berechtigt, Steuern zu erheben. Dies ermöglicht nach 50 Jahren eine durchgreifende Renovierung der Kirche St. Josef.
- **29. August 1965** Kirchweihe durch den Bischof von Chur, Johannes Vonderach.
- **1968–1972** Bau der Westtangente Hardbrücke.
- **1980er-Jahre** Das Industriequartier verliert seine Wichtigkeit als Produktionsstandort. Wegen Strukturkrise Abbau und Auslagerungen der Produktion.
- **1982** Eröffnung Bahnhof Hardbrücke.
- **Ab 1986** Kooperative Planung für Entwicklung von Zürich-West.
- **Ende 1990er-Jahre** Beginn der baulichen Veränderung der ehemaligen Industriegelände. Geschäfts- und Wohnneubauten entstehen.
- **2008** Abriss Hardturmstadion.
- **2014** Umzug der Zürcher Hochschule der Künste in die ehemalige Toni-Molkerei an der Förrlibuckstrasse.
- **3. Mai 2014** Die Kirche St. Josef feiert ihr 100-Jahre-Jubiläum.

"IM KREIS 5 WAR SCHON IMMER VIEL LOS"

INTERVIEW: MANUELA DONATI • BILD: IRIS STUTZ

Ob in der Kirchenpflege St. Josef oder als CVP-Gemeinderat und Gemeinderatspräsident – Robert Schönbächler wohnt nicht nur im Kreis 5, er setzt sich seit 1976 auch auf vielen Ebenen für das ehemalige Industriequartier ein.

ROBERT SCHÖNBÄCHLER, SIE KENNEN DEN KREIS 5 WIE IHRE WESTENTASCHE. WAS WÜNSCHEN SIE SICH DA NOCH NEUES REIN, IN IHR QUARTIER?

Mehr Grünflächen und weniger Beton! Die heute weit über die Quartiergrenzen geschätzte Josefwiese sollte kopiert werden. Die Hardbrücke, eine Bausünde aus den 1970er-Jahren, könnte durch eine unterirdische Verkehrsführung ersetzt werden. Dadurch liesse sich die Qualität des Lebensraums sowie die Attraktivität von Zürich-West nachhaltig verbessern. Es wäre ausserdem grossartig, würden die Limmatschiffe vom Hauptbahnhof bis zum Escher-Wyss-Platz fahren. Und das «Industrie Volksfest», das älteste traditionelle Volksfest von Zürich, sollte wieder auf der Josefwiese gefeiert werden. Ich gebe zu, diese Wünsche sind etwas visionär.

VISIONÄRES KANN ANGEPACKT WERDEN. SIE WAREN BEISPIELSWEISE MASSGEBLICH AM UMBAU DER VIADUKTBÖGEN ZUR LADENPASSAGE BETEILIGT. WESHALB IST DIESES PROJEKT SO WICHTIG FÜR DAS QUARTIER?

Der Wipkingerviadukt ist ein Juwel und ein einzigartiges Denkmal des Eisenbahnbaus. Mit dem Einbau der Viadukt-Ladenpassage wurde sozusagen die Bahnhofstrasse in den Kreis 5 geholt. Ein neuer Quartiertreffpunkt ist entstanden. Die Bögen sind eine Art Bindeglied zwischen dem oberen traditionellen Kreis 5 und dem sich dynamisch verändernden Zürich-West.

WELCHE ERINNERUNGEN HABEN SIE AN DEN KREIS 5 IHRER KINDHEIT?

Ich bin im bürgerlichen Oberstrass-Quartier aufgewachsen. Es war das Grösste für mich, einen Teil der Ferien bei meiner Grossmutter an der Röntgenstrasse zu verbringen. Dort war immer etwas los! Das Umfeld war toleranter, man wurde nicht stets zurechtgewiesen. Wir hatten viele Freiheiten, Fussball in den Hinterhöfen störte zum Beispiel niemanden. Je nach Wochentag, Tageszeit und Windrichtung wehten mehr oder weniger gute Düfte von der Seifenfabrik Steinfels, der Löwenbräu oder der Kehrichtverbrennungsanlage Josefstrasse ins Quartier. Ein grosses Ereignis für uns Buben waren jeweils die Starts von Gas- und Heissluftballons direkt von der Josefwiese aus. Unvergessen auch die Gottesdienste vom Sonntag, die derart gut besucht waren, dass man einen freien Sitzplatz suchen musste.

SEIT DIESER ZEIT HAT SICH VIEL VERÄNDERT.

Das stimmt. Die städtebaulichen und verkehrlichen Entwicklungen im Kreis 5 sind enorm. War früher die Hardstrasse ein ebenerdiger Strassen-Boulevard, gesäumt von grossen, mächtigen Kastanienbäumen, dominiert heute die Hardbrücke. Die Industrie zog weg, deswegen werden die Gebiete zwischen der Hardbrücke und dem Stadion Hardturm umgenutzt. Überall entsteht neuer Wohn- und Büroraum, dazu gehören etwa die Überbauung Limmat-West, der Prime Tower oder das Renaissance-Hochhaus. Dort, wo einst Joghurt hergestellt wurde, zieht bald die Zürcher Hochschule der Künste ein.

DER KREIS 5 BEWEGT SICH ALSO, ROTIERT, IST IM UMBRUCH. ES GAB ABER AUCH ZEITEN, IN DENEN ER KEINEN GUTEN RUF HATTE. DA GAB ES DIE OFFENE DROGENSZENE, ABFALLPROBLEME, VERKEHRSÜBERLASTUNG. WESHALB SIND SIE NICHT WEGGEZOGEN?

1976 zog ich mit meiner Familie an die Neugasse. Wir haben uns in den all den Jahren trotz zahlreicher widerwärtiger Gegebenheiten immer sehr wohl gefühlt. Die Verhältnisse waren kleinräumig. Zwischen dem Hauptbahnhof und dem Wipkingerviadukt hatte das Gebiet dorfähnlichen Charakter, man kannte

sich noch persönlich. Der Zusammenhalt und die Zusammenarbeit, auch über die konfessionellen und politischen Grenzen hinweg, waren einzigartig. Während der Drogenszene sind zahlreiche unserer Kollegen mit ihren Familien weggezogen. Ich muss gestehen, bei uns fehlte nicht viel zu diesem Schritt. Es war die Zeit, als man uns immer wieder fragte: «Kann man da unten denn noch wohnen?»

Heute empfinde ich das Quartier als sehr lebendig. Die vielen Galerien, Beizen und Theaterbühnen. Der Technopark. Die Langstrasse mit ihren Quartier- und Spezialitätenläden, der Obere oder Untere Letten zum Baden. Diese Mischung macht Zürich-West einzigartig und einmalig.

DEM QUARTIER DEN PULS FÜHLEN

EIN SPAZIERGANG DURCH DEN KREIS 5

TEXT: MARIE-ANNE LERJEN • BILD: DARIA FRICK

Wie ist der Kreis 5? Was macht hier glücklich? Was macht hier Sorgen? Ich war eingeladen worden, das Quartier zu durchwandern, Eindrücke zu sammeln und zu berichten. Ich machte mich auf den Weg.

«Darf ich Sie etwas fragen?» Die kleine Frau mit den kurzen Haaren, die vor dem Altersheim im Stuhl sitzt, nickt. «Wohnen Sie schon länger im Kreis 5?» Die Frau, die offensichtlich stumm ist, nickt wieder. «Fühlen Sie sich wohl hier?», die Frau streckt ihre runzlige Hand von sich und zeigt mit dem Daumen nach oben. Sieht gut aus. Sie ist nicht die einzige, die mir unterwegs positiv antwortet.

Los geht es am frühen Morgen. Ich stehe am Bahnhofsausgang gegen die Sihl und schaue auf die Wirtschaft «Vorbahnhof». Leute in einem fortwährenden Gewusel passieren die Strasse und stellen sich wartend auf dem schmalen Steg der Tramstation auf. Jedes ankommende Tram nimmt eine Ladung in den Kreis 5 mit. Ein Mann mit einem grossen Koffer, der von einer Reise zurückkommt, junge Leute mit Rucksäcken, elegante Geschäftsleute, extravagante Damen.

Hier hinter der Sihl beginnt das Quartier. Aussersihl wurde die Gemeinde genannt. Durch die erste Eisenbahnlinie, die von Zürich nach Baden führte, wurde das Gebiet 1847 durchtrennt. Im schmaleren Streifen zwischen Geleise und Limmat entwickelte sich, gefördert durch die Stadt Zürich, ein Gewerbe- und Industriegebiet. Wohnungsbauten kamen dazu, später Gewerbeschulen. Seit 1893 gehört Aussersihl zur Stadt Zürich. Das «Industriequartier» wurde 1913 zu einer eigenen Verwaltungseinheit, dem Stadtkreis 5.

Ich gehe an den auf dem Carparkplatz auf ihre Busse wartenden Passagieren vorbei. Mit viel Gepäck verreisen sie nach Deutschland, Tschechien, Rumänien oder Spanien. Ich biege in die Ausstellungsstrasse ein und spaziere entlang von Gewerbebauten aus Backstein stadtauswärts. Wie an verschiedenen Orten hier im Quartier sind im Innenhof noch Handwerker an der Arbeit. Es wird gehobelt, gemalt oder Blech ausgebeult.

QUARTIER DER GEWERBESCHULEN

Auf der Grünfläche vor der Zürcher Hochschule der Künste, der ehemaligen Kunstgewerbeschule, erhebt sich zwischen zwei riesigen Platanen eine weisse Plastikwolke. Sie steigt drei Meter in die Luft, links oben entweicht weisslicher Dampf. Auf einem Montagelift werden einzelne Personen durch eine Öffnung auf der Unterseite in die Wolke eingelassen. Was gibt es dort zu sehen? Ringsum stehen junge Leute mit Wollmützen, Kapuzenjacken, Stofftaschen und Rucksäcken und beobachten oder fotografieren die Aktion.

«Über 8'000 Schüler und Schülerinnen kommen jeden Tag ins Quartier», sagt mir die Frau von der Quartierkoordination. Hier im vorderen

Teil des Kreis 5 finden sich neben der Zürcher Hochschule der Künste viele kantonale Berufsschulen. Ausgebildet werden Werbetechniker(innen), Schreinerpraktiker(innen), Bekleidungsgestalter(innen), Augenoptiker(innen), Automobil-Mechatroniker(innen), usw. Von diesen Studierenden, wie von den 13'000 Beschäftigten, die hier im vorderen Quartierteil arbeiten, profitieren die vielfältigen Läden, Kioske und Restaurants. «Ich geniesse dieses Angebot an Essen aus allen Ecken der Welt und ich mag die vielen netten und familiären Cafés und Bars, die mich», so meint ein Selbständigerwerbender, «zu Arbeitspausen einladen.»

EINST PREKÄRER STADTTEIL

«Allora, sí», jetzt ja, sagt eine italienisch sprechende ältere Frau, die ich auf der Strasse anspreche. Jetzt wohne sie gern hier. Es sei sauberer geworden, es seien viele Eltern mit Kindern unterwegs, das Quartier lebe. Früher wäre es dreckiger, unsicherer gewesen. Die Kinder hätte man nicht

allein rauslassen dürfen. Wegen der Drogensüchtigen, der Kriminalität. Jetzt hätte sie keine Angst mehr. Ja, sie schlafe nun ganz ruhig.

Ich erinnere mich. Als Studentin war ich verantwortlich für die Zimmerverwaltung in unserem Studentenhaus an der Mattengasse. Die offene Drogenszene auf dem Platzspitz war 1993 geräumt worden und die Szene war ins Quartier ausgewichen. Spritzen, Folien, Drogensüchtige, Dealer gehörten plötzlich zum Alltag. Da waren die beiden Bündner Mütter, die ihren gesunden Bergteint verloren hatten, als sie vor unserer Tür standen. Sie waren, auf der Suche nach einer passenden Unterkunft für ihre Söhne, von der Zimmervermittlung an diese Adresse geschickt worden. Es war reine Höflichkeit, dass sie sich die beiden Zimmer dennoch zeigen liessen. Ihren konsternierten Gesichtern war zu entnehmen, dass sie auf dem Weg vom Bahnhof hierher längst entschieden hatten, dass ihre beiden Söhne dieses Quartier nie betreten sollten.

In ihren Untersuchungen nannten die Sozialforscher das Quartier damals «prekär». Das Quartier hatte eine lange Geschichte als Ankunftsort von Zugewanderten. Arbeiter und Arbeiterinnen aus dem In- und Ausland, Flüchtlinge, sozial Randständige sammelten sich hier auf engem Raum. Die unterschiedlichen Lebensweisen und Kulturen führten auch zu Konflikten. Heute noch ist dieses Viertel eines der bevölkerungsdichtesten der Stadt und weist einen Ausländeranteil von 35 Prozent auf. Das Image des Quartiers hat sich aber geändert. Schweizer Familien bleiben vermehrt hier wohnen. «Irgendwie ist es auch ein kleines Dorf. Ich freue mich über die bekannten Gesichter, denen ich begegne. Man trifft sich auf dem Röntgenplatz zum Fest, auf der Josefwiese zum Plantschen», führt eine Mutter aus. Viele Kinder mit Schultaschen sind unterwegs, zwei tamilische Männer unterhalten sich vor dem Asia Markt, eine ältere Türkin zieht einen Einkaufswagen hinter sich her. Ein Passant meint: «Glücklich macht mich der Kreis 5, weil ich nie weiss, was mich heute erwartet. Ich meine das im positiven Sinn. Die Farbigkeit der Menschen und deren Geschichten prägen den Alltag in den Strassen.»

DIE INDUSTRIE ZIEHT AUS

Entlang der Josefstrasse unterquere ich das grosse Bahnviadukt, auf dem die Zürcher S-Bahnen durchrattern, und spaziere weiter stadtauswärts. Während im vorderen Quartierteil eher kleinere Häusergruppen und kompakte Mehrfamilienhäuser im Blockrand gebaut wurden, besetzte die Textil- und später die Maschinenindustrie riesige Areale hinter dem 1894 gebauten Viadukt. Durch den Strukturwandel der Industrie in den 1980er-Jahren leerten sich aber viele Produktionsgebäude. Eine enorme Stadtfläche wurde Planungsgebiet. Viele Jahre boten die ehemaligen Industriegebäude Raum für freiberufliche, gewerbliche und kulturelle Zwischennutzungen. Ab 2000 setzte dann eine umfangreiche bauliche Transformation ein. Die beiden unterschiedlichen Grössendimensionen des Quartiers blieben bestehen.

So bildet der vor drei Jahren glanzvoll sanierte Viadukt nach wie vor das Scharnier zwischen einem kleinteiligen Mikrokosmos und einer neuen, unter dem Brand «Zürich-West» vermarkteten Hektarenstadt.

— «So eine geile Idee, in das Viadukt Läden einzubauen», höre ich zwei Vorbeigehende sagen. Das ehemalige Problemquartier ist zum «up-and-coming district» geworden, wie der Cool-Shopping-Guide Zurich schreibt. Neue Concept Stores, Vintage- und Design-Läden bieten die Accessoires feil für einen zeitgemässen «urban lifestyle». «Die Schickimickisierung stört mich», findet eine ältere Passantin. «Wenn die Preise für Wohn- und Gewerbebauten steigen, wird Bestehendes verdrängt.»

KONTRASTREICH

— Ich halte mich Richtung Bahnhof Hardbrücke. Auf der Aussichtsterrasse im Geroldareal stehen auf einem kleinen Gartentisch leere Flaschen, Corona Bier, Absolut Wodka, eine umgekippte Büchse 1664. Darunter

auf dem Holzrost ausgetrunkene Cola-, Fanta- und Orangensaft-Flaschen. Zigarettenpackungen, Becher, Plastikgabeln liegen herum. Die Überreste einer improvisierten Party. Die berüchtigte Langstrasse, welche schon früher das «Swinging Zürich» verkörperte, ist bis heute eine wichtige Adresse für Ausgehwillige geblieben. Doch mit den neuen Bars, Clubs, Bühnen und Kinos hat sich in Zürich-West eine neue «Kulturmeile» etabliert, die jedes Wochenende tausende von nachtaktiven Gästen anzieht. An dieser Ecke ist Zürich zur 24-Stunden-Stadt geworden. «Hier wird doch Stadt einfach ziemlich lautstark konsumiert», nervt sich ein Bewohner der Heinrichstrasse. «PISOIR» hat jemand an eine Mauer gekritzelt, ein Pfeil weist nach unten aufs Trottoir.

—— Ich flaniere weiter stadtauswärts. Während der alte Quartierteil durch die dichte Vielfalt urban wirkt, ist es hier im neuen Teil das kontrastreiche Nebeneinander von Bürokomplexen, Autobahnen, Hochhäusern, Bahnviadukten, Produktionsstätten und Brachen. Ein Mitarbeiter der Zürcher Hochschule der Künste zeigt sich über den bevorstehenden Umzug in

den Hektarenteil nicht erfreut: «Ich komme mir vor, wie wenn wir auf eine Insel verbannt würden.» «Es fehlen genügend Verpflegungsmöglichkeiten. Das Migros-Restaurant an der Pfingstweidstrasse ist beispielsweise total überfüllt», meinen zwei junge Büromitarbeiter, die am Mittag auf dem Weg dorthin sind. Etwa 27'000 Beschäftigte arbeiten in Zürich-West und es sollen noch mehr werden. Ihnen stehen 3'500 Bewohnerinnen und Bewohner gegenüber. Dieser Anteil soll immerhin durch die Neubauten verdoppelt werden. «Wir haben uns überlegt in so ein neu gebautes Hochhaus einzuziehen, doch die Mieten sind für eine Familie einfach zu teuer», meint eine Frau, die dem Gleisbogen entlang unterwegs ist. Eine 4.5-Zimmerwohnung im Toni-Hochhaus kostet 4'600 bis 6'300 CHF pro Monat.

Der Brand «Zürich-West», der Aufbruch verspricht, scheint also zu greifen. Eine finanzkräftige Bewohnerschaft zieht ins neue «Trendviertel» ein. An der Förrlibuckstrasse wird gerade ein letzter Altbau abgerissen, eine ehemalige Seifensiederei. Eigentumswohnungen entstehen. Der nahe liegende Naturraum der Limmat sowie die Kunstmuseen und Galerien im Quartier werden ins Marketing einbezogen. Der Prime Tower im Hintergrund ist zum Wahrzeichen der dynamischen Entwicklung geworden. Die Baukräne werden hier noch ein paar Jahre zum Stadtbild gehören.

Nach mehreren Planungsanläufen und einer gescheiterten Abstimmung für ein neues Sportstadion bleibt die hinterste Ecke des Quartiers vorläufig unbebaut. Grün wuchert. Zwischen Pflanzkisten raucht unter einem Verdeck ein Pizzabackofen. Leute essen an einem selbstgenagelten Holztisch. «Ich mag das Wildromantische der Stadionbrache, diese Weite und Offenheit. Ich mag, wie die Leute hier zusammenwohnen», sagt ein langjähriger Anwohner.

VIELSTROMLAND

Ich komme ans Ende des Quartiers. Dahinter beginnt Altstetten. Ein Problem konnte 2013 hinter die Quartiergrenze verbannt werden. Der Strassenstrich, der während Jahren am Sihlquai präsent war, wurde auf einen organisierten Strichplatz in Altstetten verlegt. Eine weitere Veränderung, die das Quartier weniger «prekär» macht. Hier beginnt die Autobahn, die den Verkehr aus dem Quartier ausleitet beziehungsweise ins Quartier einleitet. Ströme von Autos, Lastwagen, Kühltransportern mit Frischgemüse für den Engros-Markt.

Der Herzschlag des Quartiers scheint geprägt von Strömen. Der Verkehr, die Eisenbahnen, die Arbeitstätigen, die Berufsschülerinnen und Berufsschüler, die Shopping-Gäste und die Partymenschen. Im Rhythmus des Tages geben sie dem Quartier den Takt an. «Und doch (oder gerade deshalb) kann man hier auch gut leben», geben mir die Bewohnerinnen und Bewohner zur Auskunft.

Es ist spät geworden. Ich verlasse den Kreis 5 und mache mich mit meinen Antworten auf den Heimweg.

"ICH SCHÄTZE DIE EIGENWILLIGE, URBANE QUALITÄT"

INTERVIEW: ANDREA HOBI, ANDREA KELLER • TEXT: ANDREA KELLER • BILD: IRIS STUTZ

Für den Geografen und Politikwissenschaftler Michael Hermann gibt es nur einen Weg: den Weg nach vorne. Der Kreis 5, findet er, bewegt sich in die richtige Richtung. Ein Gespräch über Quartiergeist, kreative Gärtchen sowie Chancen und Gefahren, die mit dem Wandel verbunden sind – nicht zuletzt für die Kirche.

MICHAEL HERMANN, SIE WOHNTEN BIS VOR KURZEM IM KREIS 5. WAS BEOBACHTEN SIE, WENN SIE HIER KRITISCH UM SICH SCHAUEN?

Der Kreis 5 ist in den letzten Jahren attraktiver geworden, belebter, und das hat notgedrungen zur Folge, dass die Immobilienpreise in die Höhe schnellen. Menschen, die mit dem Preisanstieg nicht mithalten können, werden verdrängt. Für die Betroffenen ist das bitter. Ich weigere mich aber, bei der gängigen ‹Gentrifizierungsdiskussion›[1] die Verdrängung als etwas ausschliesslich Negatives zu betrachten, zumal damit auch Chancen für die Stadt verbunden sind: Zürich wächst, und Gegenden, die früher mal ‹ab vom Schuss› waren, geraten dadurch in Bewegung und werden attraktiver. Altstetten ist so ein Ort, oder Schlieren. Ausserdem ist es beim Kreis 5 ja nicht so, dass die soziale Durchmischung gänzlich gefährdet ist. Die Stadt selbst und diverse Genossenschaften garantieren nach wie vor preiswerte Wohnungen. Und ein Teil der oft beklagten Verdrängung im «Foifi» ist gar keine echte Verdrängung.

WIE MEINEN SIE DAS?

Im Quartierteil ausserhalb der Hardbrücke hat früher praktisch niemand gewohnt. Und dort, wo neu gebaut wird, wird auch niemand verdrängt. Renovationen und Ersatzbauten führen dazu, dass Menschen mit bescheidenerem Budget vertrieben werden – Neubauten hingegen sind per Definition keine Verdrängung.

TROTZDEM: WO SEHEN SIE ALLFÄLLIGE SCHWIERIGKEITEN?

Was meiner Meinung nach nicht passieren darf, ist, dass diejenigen Leute, die von der Attraktivität profitieren wollen, all jene ersetzen, die den Kreis 5 überhaupt derart attraktiv machen. Wenn das geschieht, folgt auf die aktuell so lebendige Phase eine gewisse Verödung.

UND WIE GROSS, GLAUBEN SIE, IST DIESE GEFAHR?

Ich habe schon das Gefühl, dass der Kreis 5 in dieser Hinsicht etwas auf der Kippe steht.

WIE LÄSST SICH VERHINDERN, DASS DAS QUARTIER SEINEN KREATIVE ENERGIE VERLIERT?

Man muss versuchen, Nischen zu erhalten, auch immer wieder neue Räume schaffen, damit die Vielfalt und das kreative Element weiterhin ihren Platz haben. Das passiert ja auch ein Stück weit. Ein positives Beispiel hierfür ist die Geroldstrasse in der Nähe vom Bahnhof Hardbrücke. Sie steht irgendwie quer in der Landschaft – und das ist gut so, das macht einen städtischen Mix möglich, den ich interessant finde. Auch der Prime Tower und die Viaduktbögen tragen ihren Teil zur richtigen Mischung bei. Würde man jetzt aber beispielsweise «Frau Gerolds Garten» schliessen und da irgendein Bürogebäude hinpflanzen, ginge die Reibung verloren und mit ihr das Besondere dieser Gegend, diese eigenwillige, urbane Qualität. Was die Folge davon sein könnte, kann man derzeit im Seefeld beobachten. Vom Charme, der diesen Stadtkreis einst ausgemacht hat, ist nicht viel geblieben. →

[1] Gentrifizierung ist ein Begriff aus der Stadtsoziologie, der den sozioökonomischen Strukturwandel bestimmter grossstädtischer Viertel im Sinne eines Anstiegs von Wohnpreisniveau und Kaufkraft beschreibt. Parallel vollzieht sich ein Austausch der Wohnbevölkerung durch Abwanderung ärmerer und Zuzug wohlhabenderer Bevölkerungsgruppen. (Quelle: Wikipedia)

MIT DER URBANEN QUALITÄT IST NOCH LANGE KEIN QUARTIERBEWUSSTSEIN GARANTIERT, ALSO EIN ZUSAMMENSPIEL DER MENSCHEN, DIE DA NICHT NUR ARBEITEN ODER AUSGEHEN, SONDERN EFFEKTIV LEBEN.

—— Das stimmt. Erschwerend für das Quartierleben ist die Trennlinie mit der ganzen Förrlibuck-Hardturm-Achse und all den Büros da, auch der Siedlungskörper an sich, rund um den Escher-Wyss. Der Wohnanteil ist noch immer sehr gering. Quartierbewusstsein bedingt meines Erachtens eine gewisse Dichte. In diesem unteren Teil vom Kreis 5 gibt es ein paar Inseln – das Kraftwerk, auch die Bernoulli-Häuser –, aber im Grunde finden wir hier eben kein grosses Wohnquartier vor, wie beispielsweise in Zürich-Wipkingen.

WIPKINGEN HAT AUCH EINE GANZ ANDERE GESCHICHTE ALS DER KREIS 5.

—— Genau. Aber für mich ist Wipkingen ein gutes Beispiel für einen Ort, der zwar gentrifiziert wird, dessen Quartierleben sich aber trotzdem intensiviert. Nach Wipkingen sind viele Familien gezogen. Das ist – neben dem Siedlungskörper – ein weiterer Unterschied: Beim Kreis 5 bestehen weder die Seele noch das Herz aus Paaren mit Kindern, sondern aus einer jungen Aktivbevölkerung. Viele, die hierherziehen, sind nicht unbedingt Kleinquartier-interessiert. Wer sich im «Föifi» einen dorfähnlichen, umfassenden Quartiergeist herbeisehnt, wird also vermutlich enttäuscht. Aber eine Stadt ist ja auch mehr als eine Ansammlung von Dörfchen. Der Kreis 5 hat für mich eine Funktion, die über die Quartiergrenzen hinausgeht.

WELCHE HERAUSFORDERUNG SEHEN SIE – IN ZUSAMMENHANG MIT DIESEM STÄDTISCHEN – FÜR EINE QUARTIERKIRCHE WIE DIE 'ST. JOSEF'?

—— Zum Leben in der Stadt gehört es mit dazu, dass man sich sein soziales Umfeld freier zusammenstellt. Die Auswahl ist einfach grösser, als irgendwo auf dem Land. Sich zu einer bestimmten Kirchgemeinschaft im Quartier zugehörig zu fühlen, ist ein ortsbezogenes Commitment, das viele junge Menschen nicht mehr bereit sind, zu leisten. An die Stelle dieser Gemeinschaft und Verankerung tritt heute verstärkt eine Zerstreuung, auch eine Vereinzelung. Es wäre meines Erachtens aber falsch, Gemeinschaft mit «seelenvoll» gleichzusetzen und Individualisierung mit «seelenlos». Viele Menschen sind trotz ausgeprägtem Individualismus noch immer stark engagiert, leisten Freiwilligenarbeit, tun Gutes, aber halt seltener im kirchlichen Kontext. Stattdessen engagiert man sich beispielsweise bei der Caritas als Mentor oder Mentorin für junge Menschen mit Migrationshintergund, die auf Stellensuche sind und Unterstützung brauchen. Das Engagement ist dann ein selbst gewähltes, selbst definiertes und zeitlich begrenztes.

DIE KIRCHE HAT NICHT NUR MIT GEMEINSCHAFT UND ENGAGEMENT ZU TUN, SONDERN AUCH MIT DEM GLAUBEN AN GOTT. WÜRDEN SIE SAGEN, DASS DER VERLUST DES GLAUBENS IN DER STADT WEITER FORTGESCHRITTEN IST ALS AUF DEM LAND?

—— Nicht unbedingt. Der Anteil Konfessionsloser wird generell grösser, genauso wie der Trend zur Individualisierung, zur Ablösung von Traditionen. Zum Teil ist das auch eine Säkularisierung. Säkularisierung in dem Sinne, als dass das intensive Gottesbild verblasst. Das heisst aber nicht, dass der Glaube an sich verschwindet. Nach meiner Erfahrung entpuppen sich viele Menschen in irgendeiner Form als «spirituell», wenn man mit ihnen ins Gespräch kommt – ganz unabhängig davon, ob sie nun auf dem Land oder in der Stadt wohnen. Die Gläubigkeit ist generell einfach weicher, integrierter, konturloser geworden. Sie ist weniger organisiert, weniger an Dogmen orientiert.

AUF DER ANDEREN SEITE ERLEBEN DIE FREIKIRCHEN EINEN GROSSEN ANDRANG. WIE ERKLÄREN SIE SICH DIESE ENTWICKLUNG?

—— Auch wenn die Gläubigkeit generell weicher wird, gibt es natürlich noch immer Menschen, die inbrünstig glauben. Manche davon wünschen sich dabei ganz klare Konturen, suchen ganz bewusst das Organisierte. So sehr vielleicht, dass ihnen nicht mehr ausreicht, was die konventionellen Kirchen zu bieten haben. Sie bevorzugen eine noch innigere und charismatischere Form. Auch das ist ein Trend: die Sehnsucht nach dem Intensiveren, Exklusiveren.

WAS KÖNNTE DENN DIE KATHOLISCHE KIRCHE IHRER MEINUNG NACH MACHEN, UM ZEITGEMÄSSER ZU AGIEREN?

—— Zum einen muss sie sich bewusst sein, dass es solche Trends gibt und diese Trends stärker sind als alles, was die Kirche macht. Die katholische Kirche kann einen Handstand machen und noch so trendy sein, aber sie bleibt die katholische Kirche. Sie hat eine Geschichte, die sie nicht abstreifen kann und auch nicht abstreifen soll. Würde sie das tun, könnte sie damit all jene vergraulen, die sich ihr noch immer zugehörig fühlen und die traditionelle Kirche sehr schätzen. Das wäre dann so ähnlich wie bei der FDP als sie jung, urban, hip und was weiss ich sein wollte und damit bloss ihre treue alte Klientel verjagte.

DIE TREUE ALTE KLIENTEL IST WERTVOLL, ABER SIE WÄHRT NICHT EWIG. ES MUSS NACHWUCHS HER.

—— Das stimmt. Aber es wird immer wieder neue Alte geben und erst noch immer mehr davon. Diejenigen, die künftig alt werden, haben allerdings den Individualisierungskult bereits mitgemacht. Aber gewisse Bedürfnisse verschwinden nicht einfach. Die Leute stellen sich ja nach wie vor existenzielle Fragen wie beispielsweise die nach dem Sinn des Lebens. Und der Mensch wird auch nicht einfach zum puren Egoisten; viele der Antriebe, die früher zu einer Anbindung an die Kirche geführt haben, existieren noch immer und gerade bei Älteren wäre auch der Freiraum für ein kirchliches Engagement da.

UND DARAUF KANN DIE KIRCHE VERTRAUEN?

—— Sie kann jedenfalls darauf vertrauen, dass die Menschen immer auf der Suche nach Antworten sein werden, dass die wenigsten ausschliesslich an sich, sondern die meisten auch gerne an andere denken. Und sei dies auch nur, um sich auf diese Weise besser zu fühlen. Die katholische Kirche muss natürlich versuchen, zeitgemäss zu agieren, aber sie sollte sich meines Erachtens auch überlegen, wie weit sie sich von ihren Kernanliegen entfernen will. Sonst läuft sie Gefahr, zur karitativen Organisation zu verkommen, die sich so stark verbiegt und den Kundenwünschen anpasst, bis nichts mehr da ist von dem, was den katholischen Glauben ausmacht. Und dann, finde ich, kann man genau so gut aufhören.

***Michael Hermann**, 1971 geboren, ist Leiter der Forschungsstelle sotomo, lehrt am Geografischen sowie Politikwissenschaftlichen Institut der Universität Zürich und hat sich als Kommentator der eidgenössischen Politik in Zeitungen, Radio und Fernsehen einen Namen gemacht. Seit 2009 schreibt er für den Tages-Anzeiger eine Kolumne zu politischen Themen.*
www.sotomo.ch

SOPHIA "SEIT DER STRICH WEG IST, KÖNNEN WIR ABENDS LÄNGER DRAUSSEN SEIN."
CARLA "ICH WILL AM TOTEN MEER AUF DEM WASSER GEHEN."

"WIR STREITEN NICHT VIEL. WIR HABEN BLOSS KLEINE ZICKENKRIEGE"

TEXT: FABIENNE SCHMUKI • BILD: IRIS STUTZ

EINERLEI, ZWEIERLEI: DIE EINE TRÄUMT VON MEHR WOLKENKRATZERN IN ZÜRICH, DIE ANDERE VON HARRY POTTER-BÜCHERN UND EINER SCHWEIZ, IN DER SICH NIEMAND AUF KOSTEN ANDERER BEREICHERT. CARLA UND SOPHIA SIND ZWILLINGSSCHWESTERN, DIE EINZIGARTIGER NICHT SEIN KÖNNTEN.

—— «Politikerin werde ich ganz bestimmt nicht», sagt Sophia, auf ihren Berufswunsch angesprochen. Dann würde sie schon viel eher bei einer Reitschule arbeiten, oder als Modedesignerin, Fotografin oder Handarbeitslehrerin. Ihre Zwillingsschwester Carla hingegen könnte sich gut vorstellen, in die Fussstapfen ihrer Eltern zu treten: «Ich würde gerne Architektin werden, aber meine Mutter sagt, das sei schon streng!» Doch auch Carla hat Alternativen bereit. Im Hort kochen beispielsweise. Ihr Geheimrezept? «Muffins», kommt die Antwort wie aus der Pistole geschossen.

—— Carla und Sophia sind eineiige Zwillinge und nur durch ein äusseres Merkmal zu unterscheiden: Carla hat lange braune Haare, ihre Schwester trägt sie schulterlang. Am Esstisch im Wohnzimmer der Familie a Marca Boschung am Zürcher Sihlquai knabbern die beiden Elfjährigen Trockenfrüchte und erzählen von ihrem Leben im Kreis 5: «Im Sommer sind wir viel in der Letten-Badi. Wenn der Fluss niedrig ist, können wir sogar zu Fuss durchs Wasser hinübergehen», erzählt Sophia. Sowieso seien sie immer draussen, ob mit dem Slalomboard, dem Fahrrad oder zu Fuss. Carla trifft sich gerne auf der Werdinsel mit Freundinnen, Sophia mag die Josefwiese. Ausserdem dürfen sie nun abends etwas länger draussen sein. «Seit der Strich weg ist», sagt Sophia.

—— Obwohl sich die beiden Mädchen im Dunkeln im Kreis 5 manchmal etwas fürchten, lieben sie das Leben mitten in Zürich. Carla besucht die fünfte Klasse und Sophia die sechste, seit vergangenem Sommer sind die beiden nicht mehr im selben Schulhaus. Da Carlas Schule etwas weiter weg liegt, bleibt sie über Mittag öfters im Hort. Dort würde ganz gut gekocht, aber nicht so gut wie zu Hause. «Papas panierte Schnitzel sind mega fein», so die Schwestern, und darin sind sie sich einig.

—— Nicht immer aber sind Carla und Sophia ein Herz und eine Seele. Da werden auch mal kleine Gemeinheiten ausgetauscht. Carla findet beispielsweise Sophias Vorliebe für Fantasy-Romane lächerlich. Wenn ihnen aber ihr 14-jähriger Bruder Louis einen Streich spielt, dann verbünden sich die beiden und zahlen es ihm zurück, indem sie Parfüm in sein Zimmer sprühen. Oder seinen iPod verstecken.

—— Man könnte denken, mit Fussballclub, Reitstunden, Sophias Geigen- oder Carlas Harfenunterricht und winterlichen Schneeballschlachten bliebe nicht mehr viel Zeit für anderes. Doch die Energie der beiden Mädchen scheint unendlich. Seit rund fünf Jahren sind sie auch Ministrantinnen in der Kirche St. Josef. Gemeinsam mit ihren Kolleginnen vom Religionsunterricht ministrieren sie ein bis zwei Gottesdienste pro Monat. Wenn einmal etwas im Ablauf nicht ganz klar sei, würden sie von Oberministrant Brian angeleitet, der ministriere schliesslich schon «seit er in die Windeln gemacht hat», scherzen die beiden.

—— Bald steht eine Romreise vor der Tür, wo die Zwillinge und ihre Ministranten-Gspändli sogar eine Audienz beim Papst erhalten werden, wie sie aufgeregt erzählen. In Rom waren sie noch nie. Und ans Tote Meer wollen sie auch mal fahren. «Ich will dort auf dem Wasser gehen», erzählt Carla.

—— Die Träume, Wünsche und Geschichten der beiden sind zahlreich und ihre Fantasie ist lebhaft. Auf die Frage, was sie an Zürich ändern würden, wenn sie könnten, antwortet Carla, ganz die Architektin: «Ich würde den Prime Tower dreimal so hoch machen. Höher als das Empire State Building!» Sophia hingegen meint: «Ich würde ein strengeres Gesetz machen gegen alle Abzocker! Dass sie niemanden mehr austricksen und irreführen können.» Scheint ganz, als stecke in ihr doch eine kleine Politikerin.

"ICH WILL NICHT
VON MEINEM
BESITZTUM
BESESSEN WERDEN."

"ICH BIN EIN SPIRITUELLER ATHEIST"

TEXT: BRUNO BÖTSCHI • BILD: IRIS STUTZ

NEUN MONATE IM JAHR IST FOTOGRAF UND FILMEMACHER ALBERTO VENZAGO UNTERWEGS. MANCHMAL SEHNT ER SICH NACH EINER HEIMAT. ER HAT SIE VOR 20 JAHREN IN ZÜRICH-WEST GEFUNDEN.

Was war vor 20 Jahren anders, als er in den Kreis 5 zog? «Ich habe besser ausgesehen.» Fotograf Alberto Venzago ist ein gewiefter Geschichtenerzähler – und das nicht nur mit seiner Kamera. Besser aussehen tue normalerweise auch seine Wohnung hoch über dem Kinokomplex Abaton beim Escher-Wyss-Platz. Aber an diesem Nachmittag ist sie gleichzeitig Fotostudio, Schneideraum und Büro. Ein neuer Fernseher wird auch gerade installiert.

Alberto Venzago gilt als einer der renommiertesten Reportage-Fotografen der Schweiz. Neun Monate im Jahr rennt er in der Welt herum. Ob ihm seine neue Flimmerkiste hilft, mehr zu Hause zu bleiben? Kaum. Aber seine neue Freundin könnte das schaffen. Und ihre drei Kinder. Und die drei Kinder seiner Tochter. Für die Kleinen lässt er denn auch das TV-Gerät installieren.

Venzago sagt: «Ich will nicht von meinem Besitztum besessen werden.» Gleichzeitig sehnt sich der 60-Jährige nach Wurzeln, nach einer Heimat. Er würde gerne mehr Zeit in seiner Wohnung im Kreis 5 verbringen. Möglich, dass seine Sehnsucht dieser Tage Wirklichkeit wird. Die neue Frau in seinem Leben habe ihm «die Schuhe ausgezogen». Wenn er liebt, dann bedingungslos. Und morgen? Vielleicht ist alles wieder anders. Venzago war dreimal verheiratet. «Ich habe meinen Beruf wohl gewählt, damit ich nicht in einer klassischen Beziehung leben muss.»

Aufgewachsen ist Alberto Venzago in Zürich und Zug. Seine Mutter eine deutsche Jüdin, sein Vater ein katholischer Italiener. Die beiden treffen sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz. 1950 wird Alberto geboren. Er weiss lange nicht, was er werden will. «Nach dem Lehrerseminar ging ich vier Jahre auf Weltreise. Das war meine Universität.» Damals lernte er auf Menschen zuzugehen und ihnen zuzuhören. Wer anderen sein Ohr schenkt, dem wird schneller vertraut. Venzago hilft das heute, wenn er mit der Kamera unterwegs ist.

Die Eltern erziehen Alberto katholisch. «Ich war Ministrant und spielte Klarinette im Kirchenorchester.» Von Kindesbeinen an fühlt er sich in Kirchen wohl. Das Kloster Einsiedeln empfindet er als Kraftort. Trotzdem kehrt er mit 20 der «Organisation Kirche» den Rücken. «Ich bin ein spiritueller Atheist.»

Kirchen besucht Venzago nach wie vor gerne, genauso wie buddhistische und hinduistische Tempel. Es seien spezielle Orte. Kraftorte, an denen man sich auch einmal existentielle Fragen stellen könne, als nur darüber nachzudenken, ob noch genügend Geld auf dem Bankkonto sei. Ein Faible hat Venzago zudem für die morgendliche Sonntagsmusik der Kirchen in Zürich. «Ich bin verrückt nach ihrem Glockenspiel.»

Nach dem Aufstehen geht der Fotograf immer zuerst in sich. Egal, wo auf der Welt er sich gerade befindet. Tokio, Buenos Aires, New York oder Beirut – er beginnt den Tag meditierend. «Der nächste Gedanke, der kommen will, darf nicht kommen.» Er will leer sein für den neuen Tag. Seit 40 Jahren arbeitet Venzago als Fotograf. Und vor ein paar Jahren kam Bewegung in seine Bilder, aus dem Fotograf wurde ein Filmer. «Mounted by the Gods» über Voodoo in Benin war sein erster Film. Zehn Jahre arbeitete Venzago daran. Wenn er etwas tut, dann mit Herzblut. Zehn Jahre später, im Herbst 2013, kam sein drittes Werk in die Kinos: Venzago begleitete das Mariinsky-Theater-Orchester und Dirigent Valery Gergiev auf der Tournee mit der Transsibirischen Eisenbahn von St. Petersburg nach Omsk.

Alberto Venzago ist ein Weltreisender. Sein Anker aber ist seine Wohnung in Zürich-West. Vor 20 Jahren war das noch ein Industriequartier. Wohnungen gab es nur wenige, man sah Himmel, Berge und auf den Zürichsee. «Ich konnte problemlos den ganzen Tag füdliblutt in der Wohnung herumlaufen.» Seither wurden links und rechts neue Häuser hochgezogen, das Quartier wurde zur Ausgehmeile. «Der Ort ist in die Pubertät gekommen,» sagt Alberto Venzago. Wegziehen wird er trotzdem nicht. «Es ist immer noch der Hammer hier zu wohnen. Es ist irrsinnig schön.»

"DER LEERRAUM
IST EIN GUTER
RESONANZKÖRPER!"

"IM MITTELPUNKT STEHEN DIE SPIRITUALITÄT UND DER MENSCH"

TEXT: FABIENNE SCHMUKI • BILD: IRIS STUTZ

IHR HERZ GEHÖRT DER MUSIK, IHRER FAMILIE UND DER LIMMAT. NATHALIE MUSARDO SIGRIST, CHORLEITERIN UND MUTTER, BRAUCHT WASSER UND HOHE TEMPERATUREN, UM GLÜCKLICH ZU SEIN. DA IHR DER KREIS 5 LETZTERES NUR SELTEN GEBEN KANN, HILFT SIE SICH MIT VITAMIN D DURCH DEN LANGEN WINTER.

Ein französischer Vorname, ein italienischer Nachname – Nathalie Musardo Sigrist ist im Lavaux aufgewachsen, ihre Wurzeln aber sind in Süditalien und Nordost-Frankreich. Und man könnte sich kaum eine Person vorstellen, die die Vorzüge dieser beiden Kulturen besser vereint: Sie hat das Temperament und die Eloquenz unserer südlichen Nachbarn und den Humor und die offensichtliche Kenntnis und Vorliebe für die schönen Künste der Franzosen. Nathalie Musardo Sigrist spricht beinahe akzentfreies Hochdeutsch, gestikuliert mit den Händen und schüttelt ihr langes braunes Haar, wenn sie lacht. Eine schöne Frau, ein Dezemberkind, wie sie verrät, Mitte dreissig und stolze Mutter einer dreijährigen Tochter.

Nathalie Musardo Sigrist wirkt fröhlich und ausgeglichen. Sie hat viele Tanten, Onkel und Cousins in Frankreich und Italien, Stief- und Schwiegerfamilien in der Schweiz und drei Nichten in Brisbane, Australien. Besonders seitdem ihr Bruder vor Kurzem plötzlich verstorben ist, schöpft sie Kraft aus der grossen Familie.

Die Weltoffenheit wurde Nathalie quasi in die Wiege gelegt, oder vielleicht fanden sich Spuren davon im Taufwasser – als sie nämlich im Alter von sechs Monaten getauft wurde, jammerte ihre Nonna, das sei doch viel zu spät: «Sie wird ja fast gleichzeitig getauft, wie sie heiraten wird», so die Grossmutter. Doch bis zur Hochzeit sollte es dann doch noch eine Weile dauern.

Nathalie Musardo Sigrist ist mit einem Architekten verheiratet. Den Röstigraben quasi umarmend, fanden die beiden bald zueinander und so pendelte die damalige Musikstudentin von Genf nach Zürich und zurück, dies mehrmals in der Woche. Das Herz schlug an beiden Orten: im Norden für die Liebe, im Westen für die Musik.

In Genf studierte Nathalie Musikwissenschaft und Sinologie, Querflöte und Chorleitung. Heute leitet sie mit Herzblut diverse Kinder-, Jugend-, Laien- und Kirchenchöre in Zürich, Uster und Tägerig im Aargau und ist Vizedirigentin von Callirhoé, einem hochkarätigen Frauenvokalensemble in Lausanne. Sie arbeitet mit Jungen und Mädchen, Männern und Frauen, «von 7 bis 77 und noch drüber», so Nathalie.

«Gesang ist nicht wirklich eine kognitive Sache. Deshalb gibt es dumme Witze über die Intelligenz der Sänger – dabei ist es eigentlich gut, den Kopf nicht immer so voll zu haben. Der Leerraum ist ein guter Resonanzkörper!»

Seit 2002 lebt Nathalie gemeinsam mit ihrem Mann in Zürich. Anfänglich in der Schmiede Wiedikon, seit 2009 an der Hardturmstrasse im Zürcher Kreis 5. «Am Kreis 5 liebe ich den Kontrast: die Natur, die Limmat und das Grün, und gleich daneben die Ausgangsmeile.» Selber durch und durch Nachtmensch, sagt Nathalie, gefalle ihr das Pulsieren und die Urbanität rund um den Escher-Wyss-Platz.

«Ich mag die Durchmischung im Kreis 5, in unserem Umfeld leben viele verschiedene Leute. Und auch viele Homosexuelle. Es wäre gut, wenn die auch bald Kinder haben dürften, dann gäbe es in unserem Quartier noch mehr Nachwuchs», sagt Nathalie, und manifestiert durch diese Aussage ihre ungekünstelte Aufgeschlossenheit. Sie ist Katholikin und setzt sich für eine offene Kirche ein. «Ich sehe die Kirche wie eine Art Club oder Verein, und im Mittelpunkt stehen die Spiritualität und der Mensch.»

In der Kirche St. Josef arbeitet sie mit einem Team an einem neuen Gospelchor, und darauf freut sich Nathalie Musardo Sigrist besonders. «An der Kirche St. Josef gefällt mir die Akustik und die Architektur. Die Vibrations sind einfach gut in dieser Kirche, und irgendwie widerspiegelt sie das, was ich an Zürich so liebe: die Kontraste.» Denn genau wie Zürich früher den Stempel der «little big city» trug, passe dieser Ausdruck auch auf die Kirche St. Josef. «Eine grosse Kirche, ein wunderbarer Ort der Ruhe für viele Menschen mitten im pulsierenden Zentrum der Stadt – und doch einer der intimsten Orte, die ich kenne.»

ZÜRCHER
brockenhaus

Respektvoll, fachmännisch, umweltgerecht.

Wir übernehmen die komplette Räumung Ihrer Wohnung
oder des Betriebs und übergeben auf Wunsch besenrein.
Wir organisieren Ihren Umzug ins Altersheim.

www.zuercher-brockenhaus.ch
Tel. 055 555 55 55

LE FLEURISTE

Xavier Barbera

Limmatstrasse 189
8005 Zürich

Tel. 044 272 38 21
Fax 044 272 86 72
www.lefleuriste.ch
blumen@lefleuriste.ch

www.schuhmode.ch

DIE NEUE
FRÜHJAHRSKOLLEKTION
IST DA!

peter & vreni
SCHUHMODE

Swissmill verarbeitet jährlich über 200'000 Tonnen Getreide zu erstklassigem Mehl, Griess und Flocken. Und zwar mitten im Kreis 5. Damit ganz Zürich das tägliche Brot geniessen kann. www.swissmill.ch

swissmill
Die Schweizer Getreidemühle.

"DER MIX DER MENSCHEN IM QUARTIER IST SPANNEND"

INTERVIEW: BRUNO BÖTSCHI • BILD: IRIS STUTZ

Seit mehr als 25 Jahren praktiziert Allgemeinmediziner Martin Schwander im Kreis 5. Er mag die Menschen im Quartier. Und er mag seinen Arbeitsort, der in den letzten Jahren immer mehr zum Ausgehquartier geworden ist. Und das, obwohl Schwander kein Nachtmensch ist.

DR. MARTIN SCHWANDER, WAS BRAUCHT ES, DAMIT SIE SICH AN EINEM ORT HEIMISCH FÜHLEN?

— Die Umgebung muss mir gefallen, ich möchte die Nachbarn kennen und will meinen Hobbys frönen können. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, geht es mir gut.

SIE BETREIBEN IM HAUS «INDUSTRIEHOF» AN DER LIMMATSTRASSE 210 EINE ARZTPRAXIS. ARBEITEN SIE GERNE IM KREIS 5?

— Ja. Der Mix der Menschen im Quartier ist für mich als Allgemeinmediziner spannend. Es wohnen Familien mit Kindern hier, genauso wie ältere Leute, aber auch Bankdirektoren. In den letzten Jahren zogen zudem immer mehr Jungunternehmer hierher.

SIND SIE NACH DER ARBEIT AUCH IM QUARTIER ANZUTREFFEN?

— Nein. Als Arzt bin ich den ganzen Tag für die Patienten da, muss Einschätzungen machen und Ratschläge erteilen. Irgendwann möchte ich meine Ruhe haben und nach Hause. Zudem bin ich kein Nachtmensch.

SEIT DEN 1990ERN WURDE DER KREIS 5 IMMER MEHR VOM ARBEITER- ZUM TRENDQUARTIER. WIE FINDEN SIE DAS?

— Diese Entwicklung ist nicht schlecht. Zumal deshalb, weil der Kern des Quartiers, zwischen Limmat- und Escher-Wyss-Platz, sich wenig veränderte. Nach wie vor gibt es viele Genossenschaftswohnungen, die von Arbeiterfamilien bewohnt werden.

WIE GEFÄLLT IHNEN DER NEUE STADTTEIL ZÜRICH-WEST?

— Gut. Glücklicherweise mussten für das neue Quartier nur wenige Siedlungen und Einfamilienhäuser weichen. Stattdessen konnten leer stehende Areale oder alte Gewerberäume neu genutzt werden. Oder es fand, wie im Fall der Toni-Molkerei, die zum Hochschulzentrum wird, eine kluge Umnutzung statt.

MIT DEM PRIME TOWER ERHIELT DER KREIS 5 EIN NEUES WAHRZEICHEN. MÖGEN SIE HOCHHÄUSER?

— Man muss sie nicht mögen. Aber sie sind zur Notwendigkeit geworden. Nur so können wir die weitere Zersiedlung unseres Landes verhindern. Zürich-West ist für die Entwicklung der Stadt wichtig. Ich finde es zudem klüger, Hochhäuser mehrheitlich in einem Quartier hochzuziehen, statt sie in der ganzen Stadt zu verteilen.

DEN TREND ZUM AUSGEHQUARTIER FINDEN NICHT ALLE POSITIV.

— Es gibt viel mehr Clubs und Abendveranstaltungen als noch vor 20 Jahren. Das führt, gerade an den Wochenenden, immer wieder zu Querelen und Kleinkriminalität. So schlimm wie vor 26 Jahren ist es aber glücklicherweise nicht.

ALS SIE 1988 DIE PRAXIS IM «INDUSTRIEHOF» ÜBERNAHMEN, GAB ES NOCH DIE OFFENE DROGENSZENE.

— Die Szene, zuerst auf dem Platzspitz und ab 1992 am stillgelegten Bahnhof Letten, war eine schreckliche Belastung für das Quartier. In jener Zeit wurden die meisten Innenhöfe vergittert und mit UV-Licht ausgeleuchtet. Eltern begleiteten ihre Kinder tagtäglich in die Schule. Auf den Strassen und in den Parks lagen Spritzen herum. Wenn ich zur Arbeit kam, musste ich aufpassen, dass ich in der Einfahrt zur Tiefgarage keine schlafenden Süchtigen überfuhr.

HATTE DIE DROGENSZENE EINFLUSS AUF IHRE ARBEIT ALS ARZT?

— Ja. Es kamen auch Süchtige zu mir in die Praxis. Das war nicht einfach. Ich musste immer aufpassen, dass

"DAS QUARTIER SCHAFFTE ES, PERSÖNLICH ZU BLEIBEN."

die Situation nicht überbordete, sprich plötzlich Dutzende von Drogenabhängigen im Wartezimmer sitzen.

ÜBERLEGTEN SIE SICH MIT IHRER PRAXIS WEGZUZIEHEN?

— Nein. Meine Erfahrung ist: Man muss nicht die Umgebung ändern, sondern an sich selber arbeiten. Oft meinen Menschen, die mit sich nicht im Reinen sind, die Umgebung oder ihre Mitmenschen seien schuld an ihren Problemen. Aus diesem Druck heraus wechseln sie ständig den Job. Das kommt selten gut.

VOM DÖRFLICHEN CHARAKTER ZUM STADTQUARTIER: WURDE DAS LEBEN IM KREIS 5 ANONYMER?

— Ich finde nicht. Das Quartier schaffte es, persönlich zu bleiben. Und was den Stadtcharakter angeht: Verkehrstechnisch wurde es sogar ruhiger, nachdem in den 1980er-Jahren der Röntgenplatz autofrei gemacht wurde und der Limmatplatz nur noch in einzelne Richtungen befahrbar ist. Die Langstrasse und der Sihlquai sind heute die einzigen Durchgangsstrassen im Quartier.

BEENDET HABEN DIE STADTBEHÖRDEN VERGANGENEN SEPTEMBER AUCH DEN SEXVERKEHR AM SIHLQUAI.

— Der Strassenstrich wurde für die Anwohner zur unerträglichen Belastung. Immer mehr Familien zogen deswegen weg. Die Verrichtungsboxen in Altstetten sind eine gute Lösung.

GEFÄLLT ES IHNEN HEUTE IM KREIS 5 BESSER ALS 1988?

— Ja.

WENN SIE FÜR DIE BENOTUNG EINE SKALA VON 1 BIS 10 PUNKTEN HÄTTEN, ...

— ... vergäbe ich 7 bis 8.

WIE SEHEN SIE DIE WEITERE ENTWICKLUNG DES QUARTIERS?

— Durchaus positiv, solange nicht noch mehr günstiger Wohnraum verloren geht. Dadurch, dass viele Häuser im Quartier im Besitz von Genossenschaften sind, scheint diese Gefahr aber nicht allzu gross.

"DAS SIND DOCH ALLES NUR DETAILS"

INTERVIEW: ANDREA KELLER • BILD: IRIS STUTZ

Zenta Ziegler kennt Gärten und Geschäfte, die es längst nicht mehr gibt. Sie erinnert sich lebhaft und an vieles: an ihre alte Wohnung bei der Josefwiese, an die Kohle im Keller, an einen Bauernhof bei der Toni-Molkerei. Doch wirklich wichtig, sagt sie, sei etwas ganz anderes.

Man muss sich das vorstellen, man muss sich zurückdrehen in der Zeit: Es ist jetzt der 11. April 1912. In Europa kriecht ein Konflikt um die Häuser. Man erahnt schon den Krieg, mag zurecht Angst haben vor vielem, Angst auch vor der Angst. Aber es ist ausserdem Frühling: Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern in den Obstbäumen, das Leben erblüht – und im schwäbischen Buchloe kommt ein kleines Mädchen zur Welt. Ihre Eltern nennen sie Kreszentia. Es ist ein Name, der Entfaltung enthält. Crescere, das bedeutet: wachsen.

Über 100 Jahre sind mittlerweile gelebt.

Wir sitzen in einem Zimmer im städtischen Altersheim Limmat, sitzen uns an einem Tisch gegenüber und schauen uns an, schauen auch zu Hans, ihrem Sohn, der auf dem Bett Platz genommen hat. Aus Kreszentia ist Zenta geworden. Sie trägt den Nachnamen Ziegler, ist Zeugin einer langen, weltbewegenden Zeit und eines eigenen Lebens. Letzteres hat sie raus aus Deutschland und in die Schweiz geführt. Zenta Ziegler verliess ihr Heimatland als junge Frau. Auf Umwegen kam sie ins Industriequartier der Limmatstadt.

FRAU ZIEGLER, SEIT WANN LEBEN SIE DENN IM KREIS 5?

«Wir zogen 1950 in unsere Wohnung an der Ottostrasse – ich, mein Mann Franz und die drei Kinder. Es war ein Glück! Franz war bei der Bahn angestellt und konnte mit dem Fahrrad zur Arbeit. Die Kinder spielten gerne auf der Josefwiese. Ich konnte sie vom Fenster aus beobachten. Sie kletterten auf die Linden und brachten die Blüten nach Hause. Die trockneten wir dann, machten Tee. Tee war sehr wertvoll. Im Winter konnte es kalt werden, müssen Sie wissen, wir hatten am Anfang ja nur einen Kachelofen. Wir heizten mit Kohle, die im Keller lagerte. Es war ein einfaches Zuhause – aber es bot genügend Platz und war bezahlbar. Damals kostete die 4-Zimmerwohnung 113 Franken.»

Zenta Zieglers Sohn Hans erinnert sich mit. Er erzählt vom Eisfeld, das das Gartenbauamt der Stadt Zürich jeweils im Winter auf der Josefwiese anlegte, erzählt von wilden Fussballspielen im Quartier: «Die Tore haben wir mit Sägemehl markiert. Wir kämpften Strasse gegen Strasse. Das konnte recht rau zu und her gehen.» Jetzt nickt Zenta Ziegler – und dann sind sie wieder da, die aufgeschürften Knie, die Tränen und die Siegesgesichter. Manche Erlebnisse mögen wie Sedimente in die Tiefe abgesunken sein, andere sind sofort abrufbar, liegen an der Oberfläche, zeigen sich lebendig.

Wir unterhalten uns weiter, und es kommt vor, dass Zenta Ziegler eine Frage nicht versteht. Dann hakt sie nach. Das Problem sind die Ohren, denn ihr Geist ist hellwach. Jetzt redet sie über das Schulhaus Kornhaus, das es damals schon gab, in dem die Kinder zur Schule gingen, redet dann auch über die Nachbarn. Arbeiter waren das grösstenteils, klassische «Büezer», genau wie ihr Mann. Viele seien damals aus den ländlichen Gegenden nach Zürich gekommen – und bis ins hohe Alter in ihren Wohnungen geblieben. Auch Zenta Ziegler kam erst vor wenigen Jahren ins Altersheim.

FRAU ZIEGLER, WIE HAT SICH DAS QUARTIER IN ALL DEN JAHREN VERÄNDERT?

«Dieses Altersheim beispielsweise und auch die Blöcke an der Limmatstrasse gab es am Anfang noch nicht. Dafür stand neben der Toni-Molkerei noch ein schöner Bauernhof. Und es gab viele kleine Geschäfte, die mittlerweile verschwunden sind. Ich erinnere mich an einen Metzger. Solche Veränderun-

gen sind schade, aber man kann gut damit leben. Was ich wirklich vermisse, sind Menschen. Mein Mann und auch viele meiner Bekannten sind bereits verstorben. Das passiert, wenn man alt wird. Da muss man loslassen können. In solchen Momenten ist es schön, die Kirche St. Josef in der Nähe zu haben. Die Kirche war von Anfang an da, und sie ist geblieben.»

In der Kirche habe sich seine Mutter immer sehr engagiert, sagt nun Hans, zum Beispiel im Frauenverein. Und dass sie selber Kochschürzen genäht und für gute Zwecke verkauft habe. Darin sei sie unschlagbar gewesen. Zenta Ziegler lächelt dankbar, winkt aber ab. «Das ist doch nicht wichtig, Hans», sagt sie. Das seien doch alles nur Details. Ebenso die Veränderungen im Quartier: Details, Details. «Auch in diesem Buch», sagt sie – und schiebt mir ein 140-seitiges Ringbuch über den Tisch – «viel zu viele Details.»

Das Buch trägt den Titel «100 Jahre Leben – von Zenta Ziegler.» Die Enkelin hat den reichen Inhalt aufgezeichnet, es ihrer Grossmutter zum Geburtstagsgeschenk gemacht. Auf dem Titelbild lacht mir eine junge, hübsche Kreszentia entgegen, mit Perlenkette um den Hals, mit gefalteten Händen und Handschuhen auf dem Schoss. Ich versinke kurz in der Fotografie, dann läutet das Telefon im Zimmer. Es klingelt dringlich und laut, aber es ist kein Anruf, sondern ein Zeichen: Zeit fürs Mittagessen.

Der Alarm wiederholt sich, dann nochmals. Zenta Ziegler wird unruhig. Ich erlaube mir eine letzte Frage: Was denn kein Detail, sondern wichtig sei, will ich wissen. Sie schaut mich an, milde: «Natürlich die Familie – und die Gesundheit. Am Schluss kommt es doch nur darauf wirklich an.»

ST. JOSEF – DIE ANFÄNGE

TEXT: PIETRO MAGGI

«Als am 29. Juni 1873 die Katholiken Zürichs von ihrem liebgewordenen Gotteshaus, der Augustinerkirche, Abschied nehmen mussten; als lautes Schluchzen die geweihten Hallen erfüllte ob des bitteren Unrechts und der trostlosen Zukunft, da trat der edle Pfarrer Reinhard vor seine ihm treu gebliebene Herde und tröstete sie mit dem Worten dessen, den er unter Brotsgestalt verborgen, an seinem Herzen trug: ‹Fürchte dich nicht du kleine Herde … Haltet aus, ich bin sicher in 40 Jahren stehen in Zürich 4 katholische Kirchen.› Und dieses Wort ist in Erfüllung gegangen.»[1]

Gruppe auf dem 1901 erworbenen Grundstück, auf dem südöstlichen, für die Kirche vorgesehen Teilgebiet mit Blick gegen die Limmatstrasse, wie in Abb. 6. Allerdings steht zu dieser Zeit noch das Hochkamin der «Fabrik», des 2. Gaswerks der Stadt Zürich). Foto 1910.

TEXT AUF DER TAFEL: «Mit Gott für Familie und Vaterland» (oben)
«VORSTAND u. Vertrauensm.[änner]» (links vom Kreuz)
«DES KATH. Arbeitervereins» (rechts vom Kreuz)
«ZÜRICH 1910. SEKTION INDUSTRIEQUAT» (unten)

[1] Kirchgemeindearchiv, Diaspora-Kalender von 1915. 05.03.01

Tatsächlich standen 1874 die Kirchen St. Peter und Paul an der Werdstrasse in Aussersihl (noch ohne Turm), 1894 die Liebfrauenkirche in Unterstrass, 1908 die Kirche St. Anton in Hottingen und 1914 die Josefskirche im Industriequartier. Genau genommen waren es fünf, denn die 1902 begonnene und 1904 eingesegnete Josefskapelle an der Heinrichstrasse (der heutige Saal) stand aus liturgischer Sicht einer grossen Kirche nicht nach. Diese Kapelle war von Anfang an als Vorgängerbau für eine später zu errichtende Kirche am selben Ort gedacht gewesen. Denn 1902 hatte man gleich das ganze, von der Limmatstrasse – Fabrikstrasse – Heinrichstrasse und Röntgenstrasse eingegrenzte Geviert als Baugrundstück erworben.

KATHOLISCHE INITIATIVE – SUBSCRIPTIONSSCHEINE UND FLUGBLÄTTER

«Die dortigen (im Industriequartier) grossen Maschinenfabriken und Färbereien und der zunehmende Verkehr haben eigentliche Heere von Arbeitern und Arbeiterfamilien gerufen, die sich zu einem guten Teil aus Katholiken rekrutieren.»[2]

Die Initiative für den Bau eines Lokals zur Ausübung des katholischen Gottesdienstes im Industriequartier hatte Pfarrer Reichlin von St. Peter und Paul ergriffen. 1901 war er von Papst Leo XIII. aufgrund seines doppelten 25-Jahr-Jubiläums (Abb. 1) zum Prälaten (höherer kirchlicher Würdenträger) ernannt worden. Das bot ihm Gelegenheit, im Hinblick auf die Finanzierung der geplanten Kapelle im Industriequartier sowohl Subscriptionsscheine zeichnen zu lassen als auch mittels Flugblatt an Ostern 2003 die Katholiken der ganzen Schweiz zur Solidarität aufzurufen. (Abb. 2a/b, in französischer Sprache: Appel … construction … Saint Joseph, signiert von Prälat Reichlin, mit einer Empfehlung von Bischof Johannes Fidelis Battaglia von Chur.) Der Erlös belief sich auf 25'000 Franken. Er wurde in einer Jubiläumsfeier in der Tonhalle gefeiert. Unverzichtbare Beiträge leisteten aber auch die Mitglieder der 1903/1904 gegründeten Vereine: KAB Katholischer Arbeiterbund, Frauenverein und Kirchenchor.

DER ERWERB DES GRUNDSTÜCKS – PRÄLAT REICHLIN VON ST. PETER UND PAUL ALS INITIANT

Zurück zum Erwerb des Grundstücks zwischen Limmat-, Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse. Am 17. Mai 1902 schrieb der Kirchenvorstand von St. Peter und Paul an den Bischof in Chur:

«Seiner Gnaden Johannes Fidelis Battaglia, Bischof von Chur. Hochwürdigster gnädigster Herr! Nachdem es uns gelungen, in den von unserer Kirche am weitesten entfernten Wollishofen ein, wenn auch freilich bescheidenes Gottesdienstlokal zu eröffnen, gingen wir sofort daran auch für unsere Glaubensbrüder im Industriequartier, das über 4500, freilich zum grössten Teil infolge ungenügender Pastoration erkaltete Katholiken zählt, ein passendes Lokal zu finden um wieder neues katholisches Leben in dieses Arbeiterviertel hineinzubringen und die vielen Entfremdeten unserer hl. Kirche nach und nach wieder zuzuführen. Leider blieb unser Bemühen ein genügend grosses Local für wenigstens 3 bis 400 Personen an richtiger Lage zu finden, wo man für einige Jahre gesichert gewesen wäre nicht bald wieder auf die Strasse gesetzt zu werden, erfolglos. Diese Verlegenheit führte uns auf den Gedanken, die heutige Krisis, wo Preise sehr gedrückt sind, auszunützen, um ein Gottesdienstlokal mit oder ohne Pfarrhaus, und dann später, wenn die aufgebrachten Mittel es einmal erlauben, eine genügend grosse Kirche erbauen zu können. Die Lage scheint freilich, wie auf dem beiliegenden Plan zu ersehen ist, heute etwas abgelegen, wenn man aber bedenkt, das bei einem nächsten Aufschwung des Verkehrs, der ja auch immer wieder eintreten wird, gerade jene Gegend sich wieder besonders beleben und nach und nach alles überbaut werden wird … so ergibt sich, dass dieser Bauplatz für später ohne Zweifel der centralst gelegene werden wird…»[3]

[2] Kirchgemeindearchiv, Diaspora-Kalender von 1915. 05.03.01

[3] Kirchgemeindearchiv, Briefabschrift, Auszug, Brief vom 17. Mai 1902 an den Bischof von Chur. 05.03.01

ABBILDUNG 1

Subskriptionsschein anlässlich des doppelten 25-Jahr-Jubiläums von Pfarrer Carl (Charles) Reichlin von St. Peter und Paul am 30. September 1901. Der Erlös (5 Franken pro Schein) war für den Bau von Kapelle und Pfarrhaus St. Josef bestimmt und belief sich auf beachtliche 25'000 Franken. (Kirchgemeindearchiv. 04.09.00)

ABBILDUNG 2A

Vorderseite

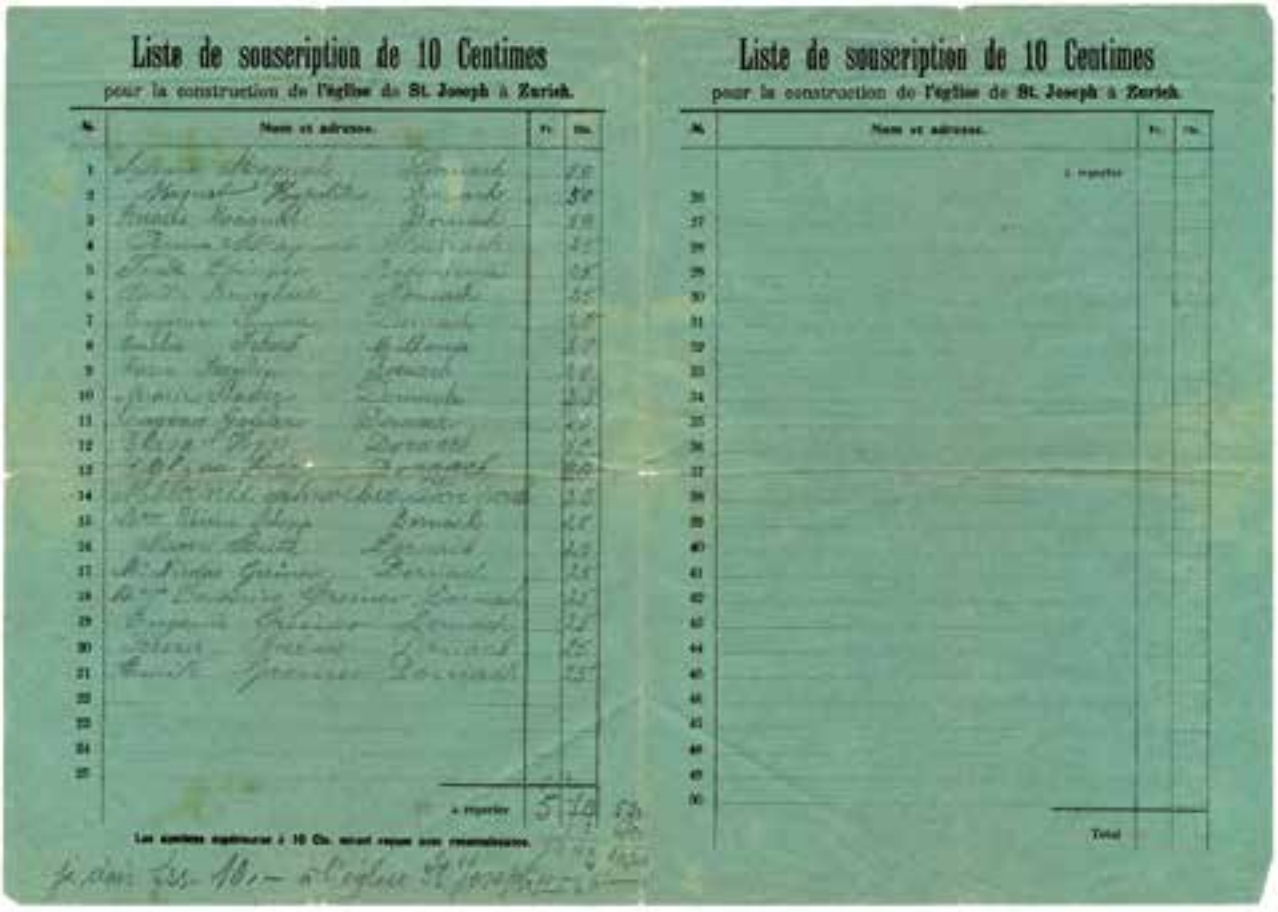


ABBILDUNG 2B
Innenseite

Französische Ausgabe des Flugblattes von Ostern 1903. Die Katholiken der ganzen Schweiz wurden, jeweils in ihrer Sprache, gebeten, 10 Rappen zum Bau der St. Josefskirche im Zürcher Industriequartier beizutragen. (Eintrag in eine Liste auf der Innenseite des Faltblattes.)

Nachfolgend das Wichtigste aus diesem «Appel...» stichwortartig auf Deutsch: In der Kirchgemeinde St. Peter und Paul, wozu die neue Kirche gehört, leben 27'107 Katholiken in 3 Stadtkreisen [Wollishofen, Wiedikon, Aussersihl/Industrie] auf rund 8 km2 Fläche. Für diese Menschen gibt es nur diese eine Kirche, die 2'500 Personen aufnehmen kann. Obwohl sonntags 6 aufeinanderfolgende Messen mit 3 Predigten gelesen werden, ist es nicht allen Katholiken möglich ihre sonntägliche Pflicht zu erfüllen.

Die Bevölkerung im Industriequartier ist sehr kosmopolitisch zusammengesetzt: Sie stammt aus dem Grossherzogtum Baden, aus Württemberg, Bayern, Vorarlberg, dem Fürstentum Liechtenstein, aus Tirol, Norditalien sowie aus den katholischen Kantonen der Schweiz.

Der Spendenaufruf für den Bau von St. Josef ist unterzeichnet von Pfarrer und Prälat Carl Reichlin und enthält eine Empfehlung des Bischofs von Chur, Johannes Fidelis Battaglia, der versichert: «... Der Eintrag in die vorgedruckte Liste ist das beste Mittel für die Gnade des rechten Glaubens zu danken ... und sich des himmlischen Segens zu versichern.»

Ferner werden den Spendenden 4 geistige Gewinne in Aussicht gestellt. Die ersten zwei sind: Das Recht auf Einschluss in die Gebete während der Sonn-, Feiertags- und Mittwochsmessen sowie der Eintrag ins Goldene Wohltäter-Buch der Kirchgemeinde. (Kirchgemeindearchiv. 04.09.00)

DIE LUZERNER UND ST. JOSEF IM INDUSTRIEQUARTIER

Viele der frühen katholischen Zuwanderer ins Zürcher Industriequartier stammten aus der (katholischen) Innerschweiz. Der ‹Katholische Cultusverein in Luzern› gehörte zu jenen einflussreichen Institutionen, die in ihren, über die eigenen Interessen hinausgreifenden, Statuten von 1886 Folgendes ausführten:

«Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. Die Actien-Gesellschaft Katholischer Cultus-Verein in Luzern ist im Jahre 1874 auf unbestimmt Dauer gegründet worden zu dem Zweck, dem römisch-katholischen Cultus in der Schweiz in seinen baulichen Bedürfnissen an die Hand zu gehen.»[4]

DER GRUNDSTÜCK-KAUFVERTRAG VOM 22. MAI 1902

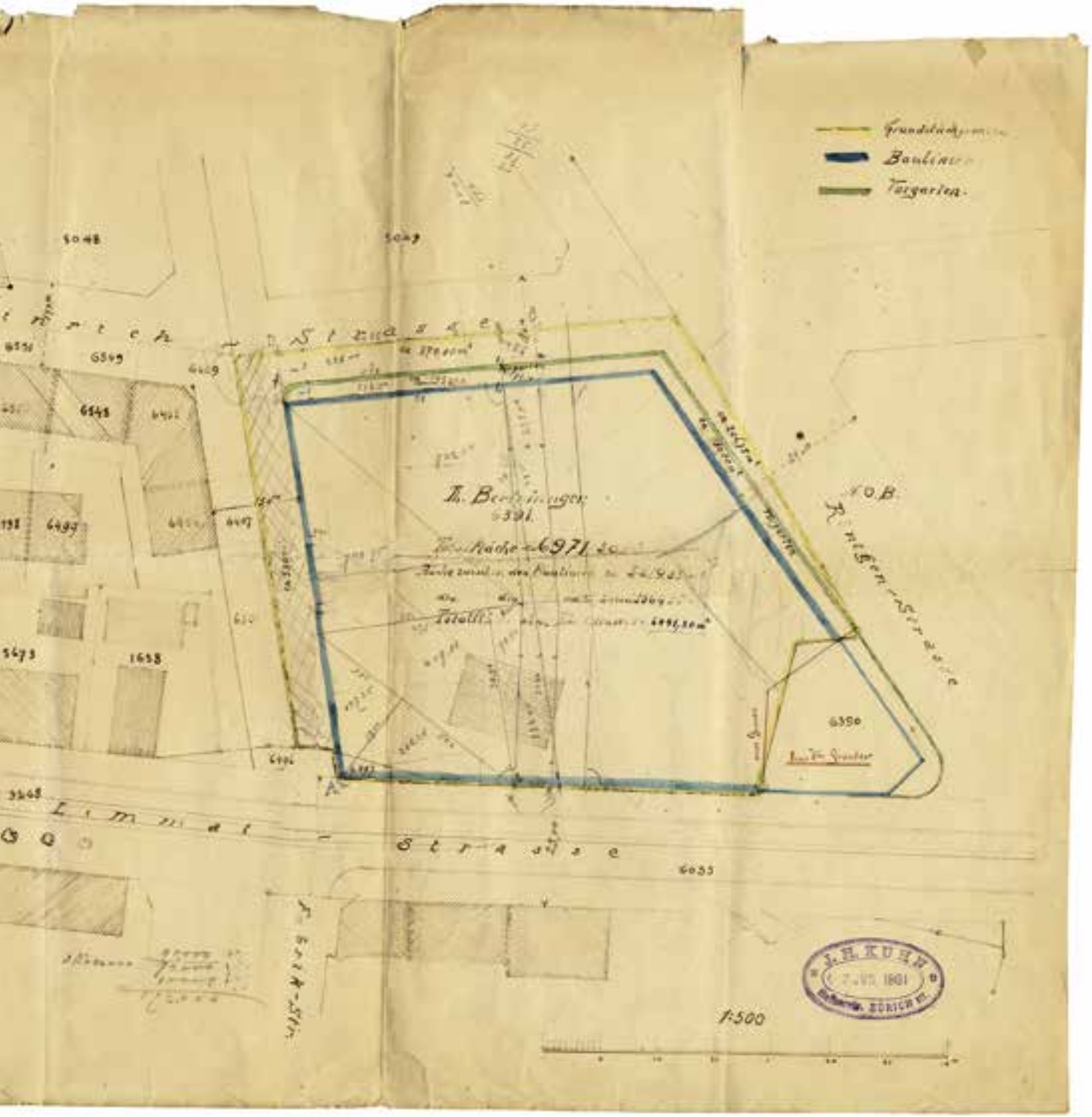
«Herr Theodor Bertschinger, Baumeister in Lenzburg, verkauft an Tit. Katholischen Cultusverein in Luzern zu Handen der römisch-katholischen Pfarrei St. Peter und Paul in Zürich III von seinem Grundstück Kataster No. 6391 zwischen der Limmat-, Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse … das Teilstück mit einem Flächeninhalt von crc. 3400 Quadratmeter. Der Kaufpreis beträgt Frs. 38.50 pro Quadratmeter…»

Besonders interessant in diesem Vertrag ist der Passus: «Das nötige Land für die Erstellung der Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse hat der Verkäufer unentgeltlich abzutreten. (Anmerkung der Redaktion: Anders als die in den 1870er-Jahren von Stadtingenieur Arnold Bürkli gebaute Limmatstrasse zur Erschliessung des Gaswerks, existierten die oben erwähnten Strassen 1902 noch nicht.) Die Unterhaltungskosten der Fabrik-, Heinrich- und Röntgenstrasse, solange diese Strassen noch Privatstrassen sind (!), hat die Käuferschaft erst von dem Tage an zu tragen, an welchem mit dem projektierten, definitiven Kirchenbau begonnen wird. Bis zu diesem Zeitpunkt hat der Verkäufer dagegen die Kosten noch selbst zu tragen.»

Der Vertrag endet: «Verkäufer & Käufer verpflichten sich für sich & ihre Rechtsnachfolger, dass (weder) auf dem Kaufsobjekt (noch) auf dem verbleibenden Theile von Kataster No. 6391 zu keinen Zeiten eine mechanische Schreinerei, Schlosserei, Kupferschmiede, Spenglerei & Schmiede errichtet werden oder sonst ein lärmendes Gewerbe betrieben werden darf.»[5]

[3] Kirchgemeindearchiv, Briefabschrift, Auszug, Brief vom 17. Mai 1902 an den Bischof von Chur. 05.03.01

[4+5] Kirchgemeindearchiv, Korrespondenz. 05.03.01



Katasterplankopie des Vermessungsamtes mit dem Stempel: J. H. Kuhn, Hafnerstrasse, Zürich III, 7. Juni 1901. Das Grundstück mit der Katasternummer 6391 und einer Fläche von rund 6'971 m2 gehörte dem Lenzburger Baumeister Theodor Bertschinger, der es dem Katholischen Cultusverein Luzern zu Handen der Kirchgemeinde St. Peter und Paul in Aussersihl für den Bau von St. Josef verkaufte (s. Text). Man beachte, dass Heinrich-, Röntgen- und Fabrikstrasse erst projektiert (Baulinien) waren. (Kirchgemeindearchiv. 05.03.01)

DER BAU VON PFARRHAUS UND KAPELLE ST. JOSEF

Die Kirchgemeinde St. Peter und Paul in Aussersihl hatte ihre ‹Hausarchitekten›, das renommierte Architekturbüro Chiodera & Tschudy in Zürich, mit dem Bau beauftragt. Sie hatten das Baugesuch bis zum 1. Oktober 1902 einzureichen und erstellten den schlichten, rechteckigen Saal mit Flachdecke. Sie unterteilten ihn mittels Stützen in ein breiteres Mittelschiff, das im Chor den Hochaltar barg, und in zwei schmalere Seitenschiffe. (Abb. 3) Für die Verkleidung des Äusseren wählten sie vornehmlich den stabilen, günstigen, malerischen, gelblichen Muschelkalkstein. Der dreigeteilte Eingang an der Heinrichstrasse wirkt trotz der bescheidenen Ausmasse repräsentativ. (Abb. 4)

Im Herbst 1904 war das Bauwerk vollendet: «Wer begreift nicht die Freude unserer braven Leute, als am letzten Sonntag, 30. Oktober 1904 das neue Heiligtum durch den damaligen bischöflichen Offizial und nunmehrigen Bischof von Chur, Dr. Georg Schmid von Grüneck in feierlicher Weise benediziert (eingesegnet) wurde.»[6] Franz Xaver Mettler, Pfarr-Vikar, war der erste ständige Seelsorger in St. Josef.

UND DAS FINANZIELLE

Am 3. Januar 1905 sandten Chiodera & Tschudy, Architekten, Bleicherweg 41, Zürich die Abrechnung an Herrn Theodor Bucher, Präsident der Baukommission Zürich V.: «Wir teilen Ihnen mit, dass die Abrechnung für Pfarrhaus und Kapelle von uns abgenommen worden ist, und zwar folgendermassen: [7]

Revidierter Betrag:	frs. 135‘035.90
Kostenvoranschlag:	frs. 142‘000.00

NEUBAUPROJEKT KIRCHE ST. JOSEF GUTGEHEISSEN

Der Kultusverein Luzern beschaffte auch Pläne für die neue Kirche St. Josef im gotischen Stil. Doch Peter Furrer, Pfarrer von St. Peter und Paul und Präsident des Baukomitees, nahm Kontakt mit den Architekten Robert Curjel (1859-1925) und Karl Moser (1860-1936) auf. Deren Pläne beriet Pfarrer Furrer mit dem Churer Bischof Georgius Schmid von Grüneck und P. Albert Kuhn (Einsiedeln). In kurzer Zeitspanne mussten die Pläne überarbeitet und teils neu entworfen werden. Am 12. Februar 1912 wurde dann das Neubauprojekt gutgeheissen. (Abb. 5)

ABBILDUNG 3 St. Josefskapelle. Inneres gegen den Chor. Foto 1909. Das Hauptaltarblatt stellt Josef mit dem Kind dar. Sein Attribut ist hier der Lilienstar, Symbol der Reinheit. Der Altar im linken Seitenschiff ist Maria als Himmelkönigin geweiht, jener im rechten Schiff dem Herzen Jesu. (Kirchgemeindearchiv. Fotoarchiv)

[6] Kirchgemeindearchiv. Zur Geschichte der Katholiken Zürichs. Die Josefskirche in Zürich-Industriequartier, in: Diasporakalender von 1915. 05.03.01

[7] Kirchgemeindearchiv, Korrespondenz. 05.03.01

ABBILDUNG 4 Ansicht von Pfarrhaus und Kapelle (heutiger Saal). Postkarte von 1904, versandt von Pfarr-Vikar Mettler, der als erster ständiger Seelsorger von St. Josef im Pfarrhaus gewohnt hatte und 1909 nach Gersau berufen worden war. Er schrieb am 11. Januar 1905 an den im Priesterseminar St. Luzi in Chur studierenden Friedrich Meinrad Fuchs – auch dieser später Pfarr-Vikar in St. Josef: «Deine liebe Neujahrskarte spät aber innigst verdankend u. ehrfürchtig erwidernd, empfiehlt sich deinem Gebete. Dein ergebener Franz Xaver Mettler.» (Kirchgemeindearchiv. Fotoarchiv)

ABBILDUNG 5 St. Josef. Pfarrhaus mit Saalanbau (ehemalige Kapelle) und Kirche. Foto ohne Datum, nach 1914. Blick gegen das 1897/1898 erbaute Eckgebäude Fabrikstrasse 12/Limmatstrasse 204. (Kirchgemeindearchiv. Fotoarchiv)

die bar littéraire – Bar, Buchhandlung und Bühne in sphärischer Durchdringung – wichtige Bücher zum Verständnis unserer Zeit – ausgesuchte Kinderbücher & schöne Postkarten – rare Zeitschriften – lauschige Sommersitzplätze an der Limmat – gepflegte Café- und Teekultur – hausgemachte Kuchen – kleine Mittagessen – Apéros – gute Weine und Tapas bis Mitternacht. Montag bis Freitag 8–24 h, Samstag und Sonntag 9.30–19.30 h. Hardturmstrasse66, 8005 Zürich, Telefon 044-440 66 22, postfach@spheres.cc

CHRISTIAN
UHREN • SCHMUCK
LIMMATPLATZ | LETZIPARK | HELVETIAPLATZ

www.uhrenschmuck24.ch

SWAROVSKI
swatch
POLICE
TISSOT
CERTINA
RADO
VICTORINOX SWISS ARMY
Calvin Klein
EMPORIO ARMANI
FREDERIQUE CONSTANT
DIESEL
CASIO
ORIS
FOSSIL
HAMILTON
JACQUES LEMANS
MICHAEL KORS
GUESS
GUCCI
JUSTEX
Louis Erard

PWG
STIFTUNG

DIE STIFTUNG ZUR ERHALTUNG VON PREISGÜNSTIGEN WOHN- UND GEWERBERÄUMEN DER STADT ZÜRICH (PWG) IST EINE GEMEINNÜTZIGE, ÖFFENTLICHE STIFTUNG DER STADT ZÜRICH MIT EIGENER RECHTSPERSÖNLICHKEIT.

DAMIT IHR HAUS IN FESTE HÄNDE KOMMT

Sie verkaufen Ihre Liegenschaft zu Marktpreisen und die Stiftung PWG schenkt Ihnen ein paar schöne Gewissheiten dazu: Alle unsere über 1'500 Wohnungen und Gewerberäume in der Stadt Zürich bleiben unveräusserlich in unserer Hand. Unser Stiftungszweck sichert den Mietenden ein Bleiberecht und sorgt dafür, dass preisgünstige Mietwohnungen erhalten bleiben.

STIFTUNG PWG | POSTFACH | 8026 ZÜRICH | TEL. 043 322 14 14
WWW.PWG.CH

1954 an der Heinrichstrasse

60 Jahre
im Kreis 5

2014 an der Quellenstrasse

Ihr kompetenter Partner für sämtliche Geschäftsdrucksachen im Offset- oder Digitaldruck

peter peter peter

Druckerei Peter
Quellenstrasse 31, 8031 Zürich
Telefon 044 271 44 66
Fax 044 271 40 32
info@peterdruck.ch

ALPENROSE

Auf gute Nachbarschaft

"TURM UNTER TÜRMEN"

TEXT: PFARRER HANNES KAPPELER

Unser Turm, heute nur einer unter vielen Türmen im Kreis 5, wird mit seiner Kirche 100 Jahre alt. Darum jubeln und feiern wir im Jahr 2014 – auch mit diesem ganz besonderen Magazin.

Unser Kirchenturm war vor 100 Jahren der höchste Turm im Quartier. Für mich ist er es immer noch, denn er berührt durch den Klang seiner sechs Glocken das Schwebende und Höchste, den höchsten Raum. So wie wir die Engel und nur Gutes hören. So wie es der Heilige Josef hörte, allerdings ohne einen Turm zu besteigen. Josef ist unser Vorbild, deshalb heisst unser Kirchenraum wie zentrale Orte unseres Kreises St. Josef. Die Josefstrasse und die Josefwiese sind Orte des Zusammenseins unterschiedlichster Menschen.

Diese Menschen, alles Pioniere, die den Turm und unsere Kirche vor 100 Jahren bauten, waren geerdet. Sie waren ganz auf unserer Mutter Erde, tief verankert in ihr, verankert wie unser Turm. Und doch sehnten sie sich in ihrer harten Arbeit nach Höhe und Klang. Sie sehnten sich nach der Zusage an alle im Kreis 5, dass es einen Gott gebe, der immer mit uns ist. Damit alle diese Botschaft hören sollten, bauten sie an der Fabrikstrasse den Turm mit den beinahe 10 Tonnen schweren Glocken. Der Name «Fabrikstrasse» erinnert an die Fabriken, in denen viele Zugezogene hart arbeiteten und krampfen mussten, dies zu unmöglichen Zeiten. (Dazu kamen die vielen Arbeiter von Bahn und Post, damals mit Wohnsitzzwang in unserem Quartier.)

Heute werden viele Türme in unserem lebendigen Quartier gebaut. Ich denke an den Prime Tower, in dem sich, vor allem an den langen Sommerabenden, wenn in den Büros fast alle Lichter gelöscht sind, die Alpen spiegeln. So berührt das vor Jahrtausenden Gewordene spiegelnd das Jetzt und die Zukunft. Die vier neuen Bäume vor der Kirche, neu gepflanzt auf unserem Boden, sind ebenfalls wie Türme. Es sind Pappelkirschen. Sie werden jedes Jahr höher aus dem Geschenkten; aus der Tiefe und der Höhe. Sie spenden Schatten, nachdem die Sonne den höchsten Tagesstand erreicht hat.

UNSERE FEIERN HABEN TRADITION

Die Tradition des Feierns ist in unserem schönen Haus tief verankert. Der Turm mit seinen Glocken ruft pro Jahr mehr als 30'000 Menschen zum ganz besonderen Zusammensein. Das Läuten oder der Ritus will allen verkünden, dass es nach dem härtesten Winter wieder Blüten, dass es in jeder Wüste Leben gibt. Der Ritus, den wir nicht nur am Sonntag feiern, hat Wurzeln in den verschiedensten Traditionen aus Osten, Westen, Norden und Süden. Vereint werden sie durch Jesus Christus selbst, der Einheit, Frieden und Geborgenheit stiftet. Die Bitte, dass uns allen Heimat geschenkt werde, auch in der Fremde, dieser innere Wunsch, nach dem Immer-und-überall-geborgensein, ist in uns allen – in Jungen und Alten, in allein Lebenden, Getrennten und jenen, die nicht nach unseren oft so engen Normen leben.

Unser Ritus, den wir nun schon 100 Jahre in unserer Kirche feiern dürfen, lässt uns zugleich solidarisch werden mit der strapazierten Schöpfung, mit Tieren, Pflanzen und unserer Umwelt. Auch sie sind, wie wir alle, aus dem Göttlichen geworden.

DAS LEBEN UND DIE FEIER ALS LEBENSBAUM

Alles hat eine Vorzeit und eine Zeit des Werdens. Aus ihr wurde unsere Zeit und wird die Zukunft werden. Dies erfahren wir deutlich in der Bibel. Mit dem Wort aus der Bibel beginnen wir jede unserer Feiern. Durch sie hören wir die göttlichen Worte, die uns aus jeder Enge führen, aus jeder Wüste ins gelobte Land. Diese Worte der Befreiung sind wie die Wurzel unseres Lebensbaumes. Die Botschaft der Propheten ist für mich der Stamm des Baumes. Sie verkündet, dass es möglich ist, aus Schwertern Pflugscharen zu schmieden und aus Lanzen Messer für den Winzer.

Die Blüte des Baumes ist Jesus, durch den wir selbst zur Blüte werden. Sein Leben ist unser Vorbild, er, geboren als unser König in tiefster Bescheidenheit

auf der nackten Erde. Auf der Erde lebte, sprach und berührte er alle und für alle ist er gestorben – für unser Leben, auch nach dem Tode. Dies nun ist die Frucht des Baumes, die uns wahre Nahrung schenkt. Vor seinem Tod nahm er das Brot und den Kelch und sagte: Tut dies zu meinem Gedenken, für alle, mit allen. Dies ist der Kern unserer Feier, unseres Tuns aus Ihm. Von der Wurzel, vom Stamm, der Blüte im übertragenen Sinne, der Frucht versuchte ich zu sprechen. Doch wo ist die Krone, wie erfahre ich sie in der Liturgie?

DIE BAUMKRONE IST HOFFNUNG

Die Krone ist für mich wie ein Traum, ein Wunsch, das Hoffen. Der Prophet Jesaja sprach dazu: Aus einem kleinen Reis wird ein grosser Baum mit weitausladenden Ästen. Er zeichnet ein Bild des Friedens. Kalb, Löwe, Wolf, Lamm, Kuh und Bärin leben friedlich beisammen und das Kind spielt vor dem Schlupfloche der Natter.

Dieses Bild ist für mich die Krone unseres Baumes. Möge unser Turm unter den Türmen in unserem Quartier durch seine Glocken und unser Tun in den nächsten 100 Jahren immer von diesem Frieden künden. Von diesem Geiste und der Erkenntnis, die nicht aufgrund von Hörensagen und Augenschein entscheiden, sondern für die Hilflosen und Armen da sind und nur Gerechtigkeit und Treue kennen.

Unser schönster und höchster Turm schenkt uns den Blick in die Weite, über die Limmat, die für mich wie der Jordan ist. Aus der Wüste führte der Weg des Heiligen Volkes über den Jordan ins Gelobte Land, in ihre Zukunft. Schon in der Wüste schickte man Späher aus. Viele kamen zurück und sagten: Es gibt dort nur riesige vernichtende Wesen. Andere brachten Früchte zurück, noch sehr klein, aber im Werden. Setzen wir auf diese Früchte, die aus Ihm werden, wie vor 100 Jahren unser Turm, unsere Kirche und unser Haus. Alles wurde aus Ihm und wird aus Ihm. Wenn wir auf allen Türmen bei uns in diese Richtung, über die Limmat, über den Jordan schauen, dann werden die Türme neu verankert. Unsere Türme werden zum Raum, in denen der Geist der Erkenntnis und der Zukunft ist, auch in den nächsten 100 Jahren, wenn wir wieder feiern und jubilieren werden.

JOHANNES AN JOSEF

Zürich, 24.12.13

Lieber Josef,

zu deinem hundertsten Geburtstag gratuliere ich dir ganz herzlich. Ich bin selber nur 16 Jahre älter – das war früher mal bedeutend – und heute haben wir mit den gleichen Altersschwächen zu kämpfen.

Im aufstrebenden Industriequartier wurde die Johanneskirche 1898 eingeweiht. Es war damals nicht selbstverständlich, dass Katholiken eine so stolze Kirche bauen konnten. Die selbstgerechten Reformierten als Mehrheit in der Zwinglistadt duldeten die Glaubensgeschwister mehr schlecht als recht. So wurde z.B. noch anfangs der 1950er-Jahre den Drei Königen in der Enge vom Stadtrat ein Turmbau verwehrt (die Minarett-Initiative lässt grüssen!).

Aber die Reformierten haben gelernt. Zusammenarbeit wird für christliche Kirchen zu einem Überlebensfaktor. So wie es Johannes der Täufer sagt: Ich muss abnehmen, du aber zunehmen. Damit meint er: Der eigene Dünkel schwindet, die Kraft von Jesus Christus wird entscheidend. Aber auch zahlenmässig ist es so: In der Zwinglistadt gibt es mittlerweile mehr Katholiken als Reformierte – aber beide sind Minderheitskirchen. Nur hat sich das im Selbstbewusstsein mancher Reformierten noch nicht recht niedergeschlagen. Es gibt sie noch, jene Reformierten, die beanspruchen, diejenig Richtigen zu sein und das Volk zu vertreten. Aber Volkskirche muss längst neu definiert werden: Nicht eine Kirche des Volkes, sondern für das Volk, für die Stadt, für das Quartier, für Züri-West und Industrie. Und um sich für das Quartier einzusetzen, spielen die Grenzen keine Rolle. Christen aller Denominationen spannen zusammen, um ‚der Stadt Bestes zu suchen', wie es der Prophet Jeremia den Juden in der Verbannung empfiehlt.

Lieber Joseph – in dieser Zusammenarbeit erlebe ich dich kooperativ, offen, unterstützend. Ich kann mit meinem Namensbruder, der vor bald 2000 Jahren lebte, sagen: Geliebter Freund, du handelst treu in dem, was du an den Brüdern tust, und noch dazu an Fremden (3. Johannesbrief V.5). Ich erlebe, wie wir gemeinsam für das Quartier beten und es segnen können, wie wir gemeinsam nach Wegen suchen, die Menschen mit dem Evangelium bekannt zu machen. Wie es uns beiden nicht genügt, unter sich zu bleiben und es schön zu haben. Wir wollen öffentlich werden, mitdenken an dem, was Menschen heute beschäftigt und überlegen, was unser Quartier braucht, damit es sich gut entwickeln kann.

Zwar ist es schön, wenn wir zusammenarbeiten können, aber es geht nicht um Selbstzweck. Jesus sagt dazu im Johannesevangelium (17.21): Ich bitte, dass sie alle eins seien, wie du Vater in mir und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast. Zusammenarbeit erhöht die Glaubwürdigkeit, aber Streit, Alleingang und Arroganz hindern Menschen, sich den christlichen Kirchen zuzuwenden. Einheit ist nicht organisatorisch, sondern geistlich gemeint – und darum ein Geschenk keine Selbstverständlichkeit. Da wird einander nichts übergestülpt, Einheit geschieht nur in der Feinheit.

Ich schliesse den Gratulationsbrief mit meinem 2'000-jährigen Namensbruder: Friede sei mit dir.
Es grüssen dich die Freunde.

Dein Johannes

Die christlichen Konfessionen arbeiten zusammen, mal mehr, mal weniger. Man darf behaupten, dass Reformierte und Katholische im Kreis 5 immer zu einem besonderen gemeinsamen Verhältnis zusammenfanden. Der Brief von Johannes an Josef, verfasst von Karl Flückiger, Pfarrer der evangelisch-reformierten Johanneskirche im Kreis 5, ist Zeichen für diese konstruktive Zusammenarbeit.

"WEGEN MEINES GLAUBENS DISKUTIEREN WIR NIE."

"DAS ALL IST GOTTES SCHÖPFUNG"

TEXT: GABRIELA MEILE • BILD: IRIS STUTZ

SEINE GEDANKEN DREHEN SICH UM DAS LEBEN NACH DEM TOD UND DAS UNIVERSUM. IN SEINE GEBETE SCHLIESST ER AUCH MENSCHEN EIN, DIE IHM ZUFÄLLIG IM KREIS 5 BEGEGNEN. MIT SEINEN 14 JAHREN IST RONY ASTORGA MANCHMAL FAST ERWACHSEN.

Unter seinem Hochbett steht ein kleiner Altar mit einem Gebetsbuch, einer Bibel und drei Goldketten, an denen Kreuze hängen. Hier kniet sich Rony Astorga, 14, jeden Morgen hin, um zu beten. Dafür, dass der Tag ein guter sein möge. Bevor er abends zu Bett geht, wiederholt Rony sein Ritual und dankt Gott für die guten Erlebnisse. Der Rosenkranz mit roten Perlen, den er dafür aus einer kleinen Schachtel holt, duftet, wie er heisst: nach Rosen.

Seit etwa drei Jahren ministriert Rony regelmässig in der St. Josefskirche im Zürcher Kreis 5. Seine Eltern Prisca und Luis Rigoberto nahmen ihn und seine ältere Schwester Daisy oft zu Gottesdiensten mit, und so lernte er allmählich die Bibelgeschichte kennen.

Die tiefe Beziehung zu Gott, wie er sie heute pflegt, begann letzten Sommer, als er mit seinem Grossvater und seinen Cousins in Italien war, der Heimat seiner Mutter. «Meine Cousins fragten, ob ich schon einmal richtig gebeichtet hätte», erzählt Rony. Zuvor hatte er sich keine Gedanken darüber gemacht. Doch während der Ferien wuchs sein Wunsch, seine «Seele von Gott reinigen» zu lassen. Als er die Beichte abgelegt hatte, fühlte er sich befreit. Wieder zurück in der Schweiz, liess ihn sein Erlebnis nicht mehr los. Er beschloss, die zehn Gebote zu befolgen und die Sakramente zu würdigen. Die Kirche im Quartier besucht er nun jeden Sonntag.

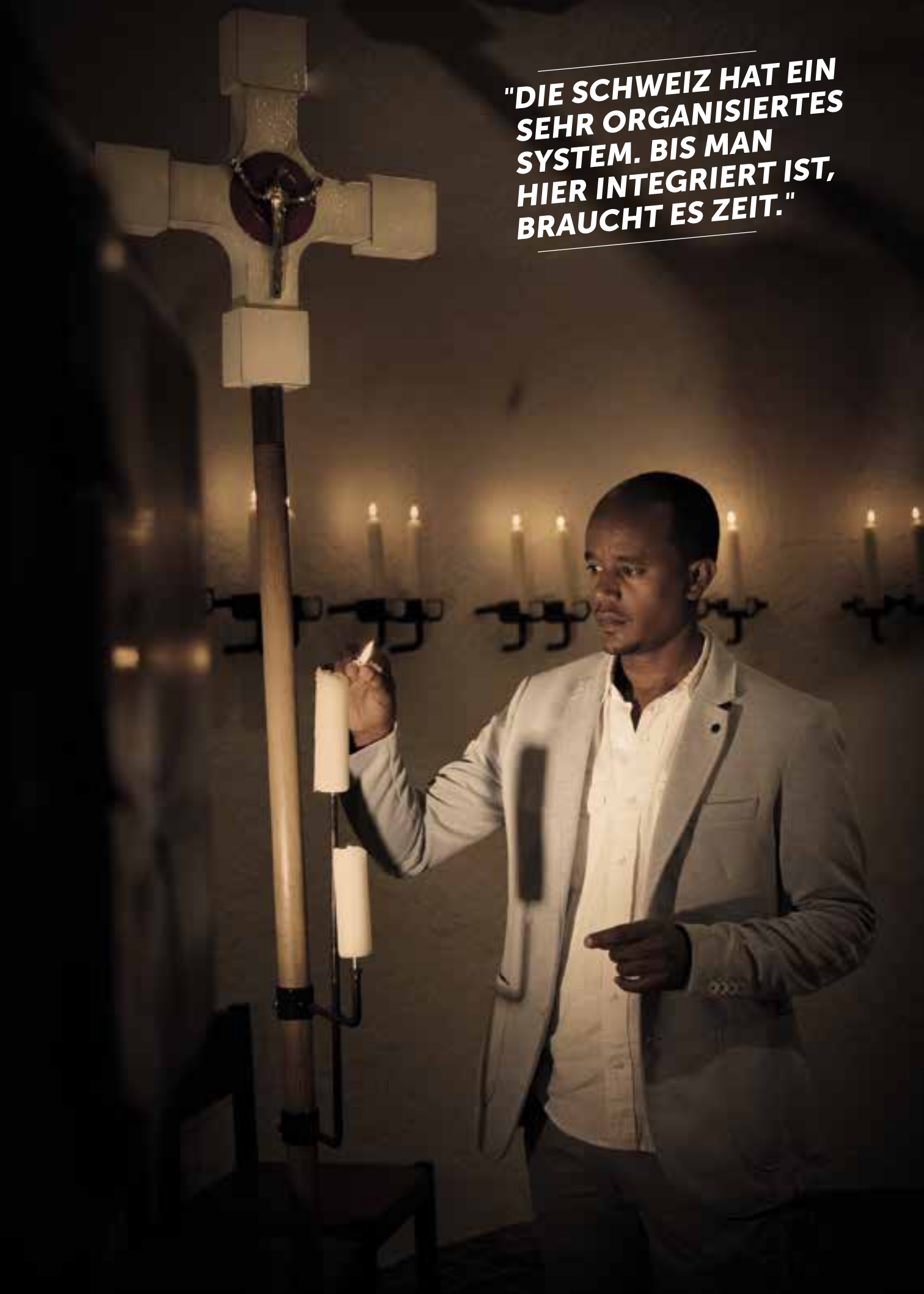
Rony wohnt mit seiner Familie seit Geburt im Kreis 5, direkt über jenem Altersheim, in dem seine Mutter als diplomierte Pflegefachfrau arbeitet. «Mir gefällt es hier. Das Quartier lebt, und ich kann immer wieder Neues erkunden», sagt der Sekundarschüler. Mit seinen Freunden besucht er den Jugendtreff oder setzt sich in den Park der Josefwiese. Mit seinem Vater, der wegen seines Berufes als Koch zu unregelmässigen Zeiten arbeitet, unternimmt er zum Beispiel Fahrradtouren, wann immer sie zusammen freie Stunden finden. «Auch dabei sehe ich immer wieder, wie Gott unsere Welt erschaffen hat.»

Rony will aber weit mehr als bloss den Kreis 5 entdecken. Er möchte das Universum erforschen und träumt davon, später Astrophysik zu studieren. «Wissenschaft und Religion widersprechen sich nicht zwangsläufig. Das All ist ebenso Gottes Schöpfung wie die Welt. Ich will sie verstehen», erklärt er und greift zum silbernen Kreuz, das er um seinen Hals trägt. Seine Mutter lächelt und sagt: «Ich weiss nicht, wie er auf seine Gedanken kommt. Er fing früh an, uns alles Mögliche zu fragen.» Rony beschäftigte auch, warum alle Menschen dereinst diese Welt verlassen müssen. «Doch dann habe ich erkannt, dass Jesus für uns gestorben und wieder auferstanden ist, und es deshalb ein Leben nach dem Tod gibt.»

Auf manche Rätsel hat Rony seine Antwort noch nicht gefunden. «Ich weiss, alles gehört zu Gottes Plan. Aber ich begreife nicht, warum er Dinge wie Krieg zulässt.» Überhaupt verstehe er nicht, wie Menschen böse zueinander sein können. Deshalb setzt er sich für Schwächere ein. Er betet für sie, schützt sie aber auch auf dem Schulplatz vor Pöbeleien.

«Gute Manieren sind mir wichtig», sagt Rony. Seine Kameraden finden ihn deshalb manchmal zu nett und ziehen ihn hin und wieder ein wenig damit auf. «Aber wegen meines Glaubens diskutieren wir nie.» Er sei mit Jugendlichen jeglicher Religion befreundet, buddhistischen, muslimischen – und auch mit Atheisten.

Rony selbst ist so vielfältig wie sein Umfeld. Er spricht ausser Deutsch auch Spanisch, Italienisch, Englisch und Französisch. In seiner Freizeit spielt er Klavier und Schlagzeug. Trotz seiner Ziele, Gedanken und Talente bleibt Rony stets höflich und – vor allem – bescheiden. Er ist auch nicht stolz, sondern nimmt seine Fähigkeiten dankbar als Gottes Gaben an.



"DIE SCHWEIZ HAT EIN SEHR ORGANISIERTES SYSTEM. BIS MAN HIER INTEGRIERT IST, BRAUCHT ES ZEIT."

"DER GOTTESDIENST GIBT MIR KRAFT"

TEXT: NAOMI GREGORIS • BILD: IRIS STUTZ

MICHELE ISAAC AUS ERITREA WAR SERVICEANGESTELLTER, NACHTPORTIER UND GRÜNDER DER ERSTEN ERITREISCH-KATHOLISCHEN GEMEINSCHAFT ZÜRICHS. AM LIEBSTEN MOCHTE ER SCHON IMMER DIE ARBEIT IN DER KIRCHE – ER MACHTE SIE SICH ZUM BERUF.

Michele Isaac lächelt. Schöne weisse Zähne strahlen aus seinem Gesicht. Er rührt Zucker und Rahm in seinen Kaffee und wartet auf die Fragen. Die erste beantwortet er, bevor sie zu Ende gestellt ist: «Man spricht es «Michele» aus, wie auf Italienisch, nicht wie das «Michèle» der Schweizer.» Michele ist aus Eritrea, wo man sich nicht gross was macht aus Vor- und Nachname – Hauptsache, sie kommen aus der Bibel.

Glaube wird in Micheles Heimatland grossgeschrieben, und er hat ihn mitgenommen, aus dem Krieg, hierher in die Schweiz. Er war 19, und Flüchtling sein war schwierig: «Ohne die Kirche und meinen Glauben hätte ich das alles nicht geschafft. Es war sehr hart, die Kultur, die Sprache – alles war neu.» Michele aber war jung, motiviert und sich seiner Situation durchaus bewusst: «Die Schweiz hat ein sehr organisiertes System, nicht wie in Afrika. Bis man in diesem System integriert ist, braucht es Zeit.» Zeit, die er gut zu nutzen wusste: Isaac fing sofort an, in der Gastronomie zu arbeiten. Zuerst in der Küche, dann im Service und am Buffet. Die Arbeit war streng, aber Michele konnte sich damit seinen Deutschkurs bezahlen. Selbständigkeit, auf eigenen Beinen zu stehen, das war ihm wichtig. Nach nur sechs Monaten war er nicht mehr finanziell abhängig und konnte sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen.

Neben der Arbeit in der Gastronomie und später als Portier in einem Hotel, gründete er mit ein paar Kollegen eine eritreisch-katholische Gemeinschaft in der Kirche Guthirt in Wipkingen. Was als kleine Gebetsgruppe von sieben Personen anfing, wuchs schnell zu einer stattlichen Gemeinschaft an. Heute zählt die eritreische Gemeinschaft in Wipkingen über 300 Personen. Bis 2008 fungierte Isaac als Präsident, danach musste er das Amt aus Zeitgründen abtreten. Mittlerweile ist Michele hauptberuflich in zwei Kirchen als Sakristan angestellt: In der Kirche Guthirt in Wipkingen und in der St. Josefskirche. Er bereitet die Gottesdienste vor und hält die Gebäude und ihre Umgebung instand. Dazu gehört auch Trauerarbeit: «Oft kommen Leute und zünden Kerzen an. Wenn sie beten, sollte man sie nicht stören, aber sobald ich jemanden sehe, der weint, gehe ich hin und frage, ob ich etwas tun kann.» Er lächelt. Man kann ihn sich gut vorstellen, diesen unaufdringlichen jungen Mann, wie er Trauernden ein Taschentuch oder ein Glas Wasser bringt.

Michele schaut auf seinen Kaffee. Er hat nur wenige Schlucke getrunken, die meiste Energie ist fürs Erzählen draufgegangen. Das Schönste an seiner Arbeit sei in der Kirche angestellt zu sein. «Den grössten Teil meines Lebens in der Kirche zu verbringen, war schon immer mein Wunsch. Ich bin in der Kirche aufgewachsen, sie war immer wichtig in meinem Leben.» Da sei es auch nicht weiter schlimm, dass anderes nicht geklappt habe. Trotzdem gibt es noch Wünsche, an denen er festhält: Seine Eltern und drei Geschwister sind immer noch in Eritrea, Isaac würde sie gerne besuchen, die Situation im Land lässt es aber noch nicht zu.

Der Kreis 5 gefällt Michele sehr gut. Nur im Sommer sei es zuweilen etwas mühsam, wenn viele Osteuropäer vor der Kirche betteln und Isaac neben den Ministranten am Eingang stehen müsse wie ein Bodyguard. Er lächelt entschuldigend.

Und was war das schönste Erlebnis in der Kirche? Sein Gesicht hellt sich wieder auf. «Jeder Gottesdienst ist wunderschön und immer wieder neu für mich! Ich sitze mit all den verschiedenen Leuten in der Kirche und höre zu. Das gibt mir Kraft.» Micheles Augen leuchten und es wird klar: Der Sakristan mit dem biblischen Namen, der auf den Paradieswächter Michael verweist, hat sein eigenes kleines Paradies gefunden.

DIE KIRCHE ST. JOSEF IM ZÜRCHER INDUSTRIEQUARTIER

TEXT: URS BAUR • BILD: JULIET HALLER

Die Kirche St. Josef, für Arbeiterinnen und Arbeiter gebaut, erinnert an barocke Kirchen, wie sie in den katholischen Stammlanden beheimatet sind. Wer genau hinsieht, entdeckt Formen des Jugend- und des Heimatstils. Jugendstil – leichtfüssig und für Kirchenleute anstössig: Das überrascht. Für den Architekten Karl Moser bedeutet diese Art, Kirchen zu bauen, eine neue Schaffensperiode, in der er in der Ostschweiz erste Sakralbauten realisiert. Für Zürich ist die Josefskirche ein neuer Akzent im Stadtbild, für die Katholiken des Industriequartiers ein lichter Ort des Gebets und des Verbundenseins.

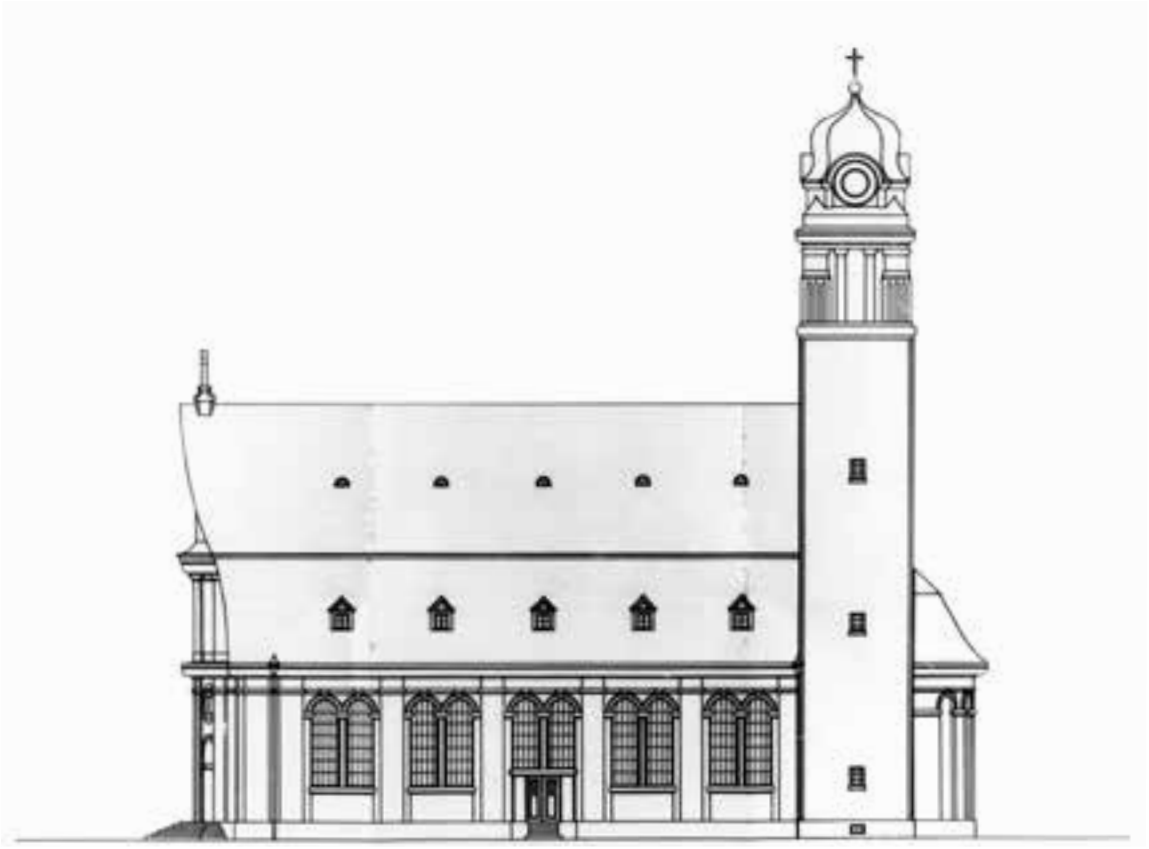
EINIGE AKTEN AUS DER GESCHICHTE DER PFARREI ST. JOSEF, ZUSAMMENGESTELLT AUS ALTEN BRIEFEN, VERTRÄGEN UND PROTOKOLLEN IM SOGENANNTEN ARCHIV

Im Archiv der Kirchgemeinde St. Josef ist eine Pfarreichronik hinterlegt, handschriftlich sauber abgefasst, vermutlich von Pfarrer W. Umbricht in Auftrag gegeben. Der damalige Bericht enthält wichtige Informationen zum Kirchenbau, ergänzt mit persönlichen Wertungen. Die Überschriften zu den einzelnen Themen des folgenden Beitrags sind Zitate daraus: Sie laden dazu ein, Geschichten und die Geschichte der Kirche St. Josef zu erzählen.

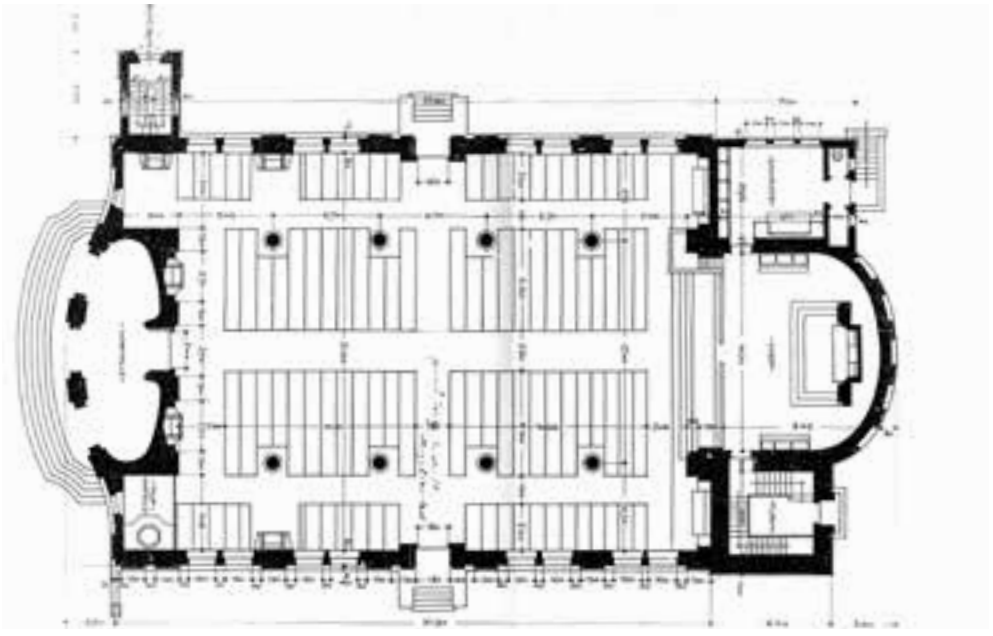
DIE ARCHITEKTEN LIEFERTEN PLÄNE FÜR DIE JETZIGE BAROCKKIRCHE (MODERNISIERTER BAROCK)

Die Pläne der Architekten Robert Curjel (1859-1925) und Karl Moser (1860-1936) für die neue Kirche, von Pfarrer Peter Furrer direkt in Auftrag gegeben, sind im Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) archiviert: nämlich die Entwürfe vom November 1911, die Pläne des genehmigten Bauprojekts vom Januar 1912 und die Baueingabepläne vom März 1912, die am 4. April 1912 von der Bausektion der Stadt Zürich bewilligt wurden.

In den Baueingabeplänen sind die Masse eingezeichnet. Sie stützen die Eindrücke, die beim Anblick der Kirche mit einer Firsthöhe von 22.85 Meter haften bleiben: Das hohe Dach von 14.95 Meter wird von einer mit 7.9 Meter verhältnismässig niedrigen Aussenwand getragen. Ferner fällt die Weite des Langhauses mit Aussenmassen von 31.9 zu 23 Meter bzw. Innenmassen von 27 zu 21.4 Meter auf. Volumen und Form erfordern neue konstruktive Lösungen. Der dreiteilige Raum ist als Staffelhalle gebaut: Die Seitenschiffe sind kreuzgratgewölbt, eine kassettierte Tonne deckt das Mittelschiff. Konstruktion und Form bedingen sich, sie fordern den gestaltenden Architekten heraus. Karl Moser, der hier federführend war, variierte und verband verschiedene Stilmotive. Ein durchlaufendes Steingesims trägt das Mansarddach, das unten geschweift und steil ansteigend, oben flacher und regelmässig geneigt ist. Den tragenden Wänden wird trotz



Die Seitenansicht (Plan von 1912) zeigt die 1914 vollendete Kirche mit wenigen Abweichungen. Auffallend sind die verhältnismässig niedrige Seitenfassade mit den fünf Zwillingsfenstern und das hohe Mansarddach.



Grundriss der Kirche: Ein dreiteiliger Raum, der Chor mit halbrundem Abschluss (Apsis). In die Chorschultern sind der Turm und die Sakristei gebaut. Die Fassade schliesst eine querovale Vorhalle ein.

ihrer geringen Höhe der Eindruck eines gedrungenen Sockels genommen: Zwischen die gliedernden Pilaster sind satt die hohen Zwillingsfenster eingesetzt. Das führt zu einem eigenen Rhythmus von Wand- und Fensterpfeilern. Kompakt sind noch die Brüstungen. Der Fries unter dem Dachgesims ist mit den Pilastern verkröpft.

Die charakteristischen Merkmale der Seitenfassade sind im Bild gut zu erkennen. Die verhältnismässig niedrige Aussenwand wird im Wechsel von Wandpfeilern und Fenstern rhythmisiert, der untere Teil des hohen Mansarddachs schwingt elegant empor.

Vielgestaltig ist die Giebelfassade. Die an den Seiten konvex beginnende Wand wechselt zur Mitte hin in einen breiten konkaven Bogen. Die beträchtliche Höhe wird im Einklang mit der Längsseite dreigeteilt, nämlich in der Fortführung der Traufe und des Dachknicks als Gesimse, denen Klebdächer aufgesetzt sind. Getreppte Pilaster teilen vertikal die Wand in fünf Felder mit Toren, Fenstern und Nischen. Unten in der Mitte sind es drei offene Portale als Zugang zur querovalen Vorhalle. Über ihnen werden fünf vertikal gestreckte Ochsenaugen von der Zierleiste des abschliessenden Frieses umrahmt. Die drei Figurennischen im mittleren Teil sind klassisch eingefasst. Als Folge der gerundeten Wand springt der First vor, das Giebelfeld gleicht einem sphärischen Dreieck. Der Chor auf der gegenüberliegenden Seite springt korbbogenförmig vor.

Elegant gerundete Eingangsfassade mit klarer horizontaler und vertikaler Gliederung.

AM NEUJAHRSMORGEN 1913 GRÜSSTE ZUM ERSTEN MAL DAS TURMKREUZ AUF DER NEUEN ST. JOSEPHS-KIRCHE [1]

Der Turm ist 47 hoch, im Vergleich mit Zürichs Türmen eine mittlere Höhe. Weshalb trügt dann der Blick, der uns einen überdurchschnittlich hohen Turm vermuten lässt? Der verputzte und ungegliederte Schaft wirkt schlank und hoch, die Glockenstube mit den Kunststeinpfeilern kräftig gebaut. Dann wechselt die Form zum Achteck, dem Mezzanin mit den Turmuhren und gleich auch Bindeglied zur krönenden Haube. Unterschiedliche

[1] Dieses Zitat ist dem Diasporakalender 15/1915, S. 15 entnommen.

Höhen, unterschiedliche Materialien, aber keine Stilbrüche. Die einzelnen Bauteile sind sorgfältig profiliert: Fein die Ecken beim Turmschaft, kräftiger die Kanten der Glockenstube. Das Achteck mit den Zifferblättern wird in den Diagonalen von Streben gehalten, die Voluten sind stilvoll gestaltet. Ebenso ist die horizontale Gliederung zu beachten. Formal schliessen die Gesimse die einzelnen Etagen ab: Der Turmschaft mit einem feinen konkaven Profil, die Glockenstube mit einem markanten Kämpfer und einem ausladenden Taufgesims. Der Turm könnte hier auch enden, jedoch weniger elegant als mit der ausgeführten Bekrönung. Das Oktogon im gleichen Stein wie die Glockenstube und die Haube in Kupferblech sind als auf den Turm gestellte Einheit zu sehen, als Postament und eingefügte Krone. Feine Details, wie die beiden Teile sich verbinden, zeigen die Zusammengehörigkeit: Der runde Rahmen der Zifferblätter, das Überstülpen der Voluten.

Glocken konnten erst 1931 angeschafft werden, bei der Firma F. Schilling Söhne in Apolda (Thüringen): Die grosse Glocke ist dem Kirchenpatron St. Josef geweiht; es folgten die Muttergottesglocke, die St. Felix- und Regulaglocke, die St. Peter- und Paulglocke, die Cäcilienglocke und die Schutzengelglocke.

Der (nur) 47 Meter hohe Turm wirkt überdurchschnittlich hoch.

DIE ALTÄRE WURDEN NACH LANGEN ZWISTIGKEITEN ZWISCHEN ARCHITEKT UND BAUKOMITEE VON PROFESSOR MOSER ENTWORFEN

Der Innenraum ist weit und hell, eine Staffelhalle mit einem erhöhten tonnengewölbten Mittelteil und Seitenschiffen, die kreuzgratgewölbt sind. Durch die Fenster in den Aussenwänden breitet sich das Licht im Raum aus. Leicht tragen die vier gelb stuckierten Säulenpaare die Last der Arkaden und Gewölbe, elegant den Betonkern verbergend. Im filigranen Dekor der Kapitelle variieren stilisierte Bänder mit pflanzlichen Motiven, die zum Teil kleine Kreuze umranken. Die goldgefassten Teile wirken wie Broschen auf weissem Stuck. Der Chor steht leicht im Schatten. Das irritiert, bis die Kerzen am oder um den Altar leuchten: Dann richten sich die Blicke der Gläubigen zum Sanktuarium, wo die Messe, wo Eucharistie gefeiert wird – ein geborgener Ort. Der Hochaltar und die beiden Seitenaltäre wurden von Bildhauer Schwerzmann aus Zug (vermutlich Johann Jakob Wilhelm Schwerzmann (1877-1966)) in der damals traditionellen Art mit einem Retabel, einer Altarrückwand aufgebaut. Der Rahmen ist grün marmoriert. Das gestufte Gebälk des Hochaltars tragen zwei Säulen, ähnlich jenen im Langhaus. Bei den Seitenaltären sind es im Grundton gehaltene Pilaster, deren Spiegel mit goldfarbenen Girlanden belegt sind. Ungewöhnlich ist der Materialwechsel in den Bekrönungen: Die grünen Medaillons mit Inschrift werden von sandsteingrauen Kartuschen gefasst, die sich polypenartig nach aussen fortsetzen und Blumenschalen sowie stilisierte Kokons umschlingen. In kräftigen Scharriermustern gearbeitet wird farblich und bildnerisch ein Kontrast zum glatt grünen Marmor geschaffen, der am Hochaltar mit der goldenen Heiliggeisttaube auf dem grauen Stein, die klassischerweise von einem den Sonnenstrahlen nachgebildetem Glas hinterleuchtet wird, nochmals wechselt.

Kunstvoll gearbeitete Säulenkapitelle im Jugendstil.

Kirchenraum in der Form einer Staffelhalle: Im Mittelschiff fehlt eine Fensterreihe, trotz des gegenüber den Seitenschiffen deutlich höher gelegenen Gewölbescheitels.

Der Altar ist Maria, der Königin der Engel, geweiht. Sie wird als einfache Frau aus dem Volk gezeigt.

Die Stadtpatrone Felix und Regula knien auf einer Wolke über Zürich. Seit dem Altargemälde von Hans Leu (spätes 15. Jahrhundert) ist es vermutlich das erste Altarbild mit einer Ansicht von Zürich.

Die Altarbilder schuf Richard Arthur Nüscheler (1877-1950): Dargestellt sind die Heilige Familie im Bild des Hochaltars, Maria als Königin der Engel beim linken, die Stadtheiligen Felix und Regula beim rechten Seitenaltar. Der Malstil ist besonders, er wechselt von überlieferter Kirchen- zu frischer Jugendstilmalerei. Daran stiess sich damals manch frommer Kirchgänger. Wie unbefangen der Künstler arbeitete, wird im Bild der Maria als Königin der Engel deutlich. Farblich in die traditionellen Gewänder gekleidet, steht eine junge Frau aus dem Arbeiterquartier barfuss auf den Himmelswolken. Sie ist die Königin. Das zu ihr eher unbewegliche Jesuskind hält sie ostentativ dem Betrachter entgegen. Die zwei Frauen in weissen Kleidern, die Maria Rosen und Lilien vor die Füsse legen, wie auch die beiden flankierenden Engel sind im Ausdruck jugendlich anmutig und individuell gezeigt. Herkömmlich ist das Motiv der Stadtheiligen als Fürbitter: Felix und Regula knien auf einer Wolke über Zürich, die Augen zum Himmel gerichtet. Regula zeigt mit ihrer rechten Hand auf die ihr anempfohlene Stadt, als Vedute gezeigt mit der Josefskirche und dem Industriequartier im Vordergrund, der Mutterkirche St. Peter und Paul am rechten Bildrand und dem Blick über den See zu den Alpen. Seit dem Altargemälde von Hans Leu am Ende des 15. Jahrhunderts ist es vermutlich das erste Stadtporträt in kirchlichem Kontext.

Die erste Orgel, ein Werk der Firma Friedrich Wilhelm Schwarz in Überlingen, konnte am 18. Juli 1920 eingeweiht werden. Die zweite Orgel von 1968 mit 38 klingenden Registern baute die Firma Metzler in Dietikon.

DIE GLASFENSTER WURDEN VON VERSCHIEDENEN FAMILIEN GESTIFTET, WIE DIE INSCHRIFTEN UNTER DENSELBEN BEZEUGEN

Der Zyklus an farbigen Glasfenstern ist eindrücklich. Eindrücklich als Gesamtkunstwerk, achtenswert als Gabe mehrerer Stifterinnen und Stifter. In die grossen Kirchenfenster sind im Chor zwei Standbilder und im Langhaus sechzehn Porträts heiliger Frauen und Männer eingesetzt, leuchtende Schmucksteine in lichten Fassungen. Dargestellt sind Petrus und Paulus in der Apsis, im Langhaus heilige Männer auf der rechten, heilige Frauen auf der linken Seite, nämlich König Heinrich, Andreas, Bruder Klaus, Johannes der Täufer, Karl Borromäus, Antonius von Padua, Aloysius und Albertus, Verena, Agatha, Rosa von Lima, Elisabeth, Maria Magdalena, Margaretha, Notburga und Agnes. Im mehrheitlich dunklen Kolorit strahlen Einzelheiten hervor, die Nimben etwa mit wechselnden Farben, Attribute wie die Sichel der hl. Notburga oder die Rosen der hl. Elisbabeth, vereinzelt auch Gewänder oder die feurigen Haare der hl. Maria Magdalena, die blonden Haare der hl. Margaretha. Kartuschen rahmen die figürlichen Darstellungen, sie sind farblich deutlich heller, passend zu den leicht getönten Gläsern der Fenster. Die Form variiert nicht: Ein mit Perlstab belegtes Band umschliesst das Blätterwerk und verknotet sich in den Mitten zur Rocaillen. Die Gestaltung der Apostelfenster im Chor ist traditioneller.

Carl Roesch (1884-1979) entwarf die Bilder. Die Glasfenster wurden ausgeführt von Friedrich Berbig (1845-1923) und von Heinrich Röttinger-Zweifel (1866-1948) angefertigt.

Glasfenster mit Darstellungen von je acht heiligen Frauen und Männern. Die dunkeln Gläser der Bilder werden von hellen Ranken gerahmt. Die grössere Farbigkeit der Frauenfiguren fällt auf.

MOSER IST DER NACHMALIGE BERÜHMTE PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT

Die ETH Zürich berief 1915 Karl Moser an die Architekturabteilung. Daher gab er die Architektengemeinschaft mit Robert Curjel in Karlsruhe auf. Vor dem Bau der St. Josefskirche in Zürich projektierten und bauten die Architekten mehr als ein Dutzend evangelischer und katholischer Kirchen in Deutschland und der Schweiz, in Zürich die 1908 vollendete Antoniuskirche beim Kreuzplatz. Mit der Bauleitung der Kirche St. Josef wurde Anton Higi (1885-1951) betraut, der knapp zehn Jahre später die benachbarte Gut-Hirt-Kirche bauen wird.

Ähnlichkeiten zur genannten, nur sechs Jahre älteren Kirche St. Anton sind kaum zu erkennen: Die typologischen und baukünstlerischen Unterschiede sind augenfällig, wobei die aussen natursteinbelassene Basilika (St. Anton) eher mit den schon gebauten Kirchen von Curjel und Moser übereinstimmt. In der Ostschweiz bauten sie drei reformierte Kirchen, nämlich in Degersheim, Flawil und St. Gallen-Heiligkreuz, die sich stilmässig von den früheren Werken unterscheiden. Zu dieser Gruppe gehört die Kirche St. Josef.

St. Josef wird als barocker Bau wahrgenommen, in der Nachfolge der Vorarlberger und Innerschweizer Bauschulen. Die Zwiebelhaube ist dafür das auffälligste Merkmal und zur Bauzeit 1914 eine Neuheit in Zürich. Augenfällig sind das hohe Kirchendach, die geschwungene Fassade und darin die wechselnden Fensterformen. Der Eindruck der Fülle weicht bei einem Blick auf die Längsseiten, wo die Pilaster im Rhythmus mit den Zwillingsfenstern die Wände aufbrechen.

Architekt Karl Moser (1860-1936).

Blick durchs Mittelschiff zurück zur Empore.

Das sind Feinheiten der Formen, wie sie auch im Kirchenraum zu beobachten sind. Eine lichte Staffelhalle: Ihr fehlt jede Schwere, jede Trennung. Solch schlanke Säulen, die derart schwere Lasten tragen, sind ungewöhnlich, dank der Betonkerne jedoch möglich. Der Dekor ist durchdacht, setzt Akzente: Die kassettierte Decke zeichnet die Konstruktion des Bauwerks nach; die fein stuckierten Kapitelle schaffen elegant den Wechsel von der runden Säule zum quadratischen Auflager der Arkaden und im Licht der farbigen Glasfenster leuchten den Gläubigen ihre Fürbitter ohne den Raum zu verdunkeln. Die Bildsprache der Architektur deutet, was Kirche ist: Ekklesia, versammelte Gemeinde. Sie ist ausgerichtet hin zum Altar, hier zu den drei Altären. Die Bilder der Heiligen Familie, von Maria mit den Engeln und den Stadtheiligen, verkörpern das Heilsgeschehen. Die inhaltliche Strenge wird mit den drei Altarbildern und im Wechsel der Stilart vom grünen glatten Marmorretabel zur steingrauen, kräftig skulptierten Bekrönung gelockert. Auch das ist Bildsprache.

Eine barocke Kirche, im Jugendstil ausgeschmückt und durch den frühen Heimatstil versachlicht, so könnte verkürzt die St. Josefskirche beschrieben werden. Das heisst: Im Industriequartier wurde kurz vor dem Ersten Weltkrieg eine Kirche vollendet, die neu für Zürich war, da es hier grosse Vorbehalte zu Kirchen in neubarockem Stil gab. Als akademische Disziplin wurde ein barocker Zentralbau im italienischen Stil wie die Kirche Enge akzeptiert, mehr nicht. Karl Moser mied diesen Baustil in seinen frühen Kirchen. So muss doch auffallen, wo und wie er «barock» zu bauen anfing, nämlich in der Ostschweiz, Teil des süddeutschen Kulturraums, beim Bau reformierter Kirchen. Bauzeit in Flawil war 1908-1911, in St. Gallen-Heiligkreuz 1911-1912. Die Gemeinsamkeiten untereinander und mit St. Josef in Zürich sind: Längsbauten, aussen mit Mansarddächern, innen mit kassettierten Tonnengewölben gedeckt, Apsiden (in Flawil und St. Gallen in den Raum hineingestellt), Zwillingsfenster zwischen Pilastern, am Ende des Langhauses seitlich vorspringende, in gleicher Art errichtete Türme. Vielleicht noch deutlicher als in Zürich sind in den beiden reformierten Kirchen der Ostschweiz die neuen Formen des in den Barock eingefügten Jugendstils erkennbar. Offensichtlich fand das die Zustimmung der Kirchgemeinden.

Die Kirche St. Josef, die in Zürich Arbeiterinnen und Arbeiter beherbergt, stimmt froh. Sie schafft den aus den katholischen Stammlanden zugewanderten Gläubigen ein Stück neue Heimat; keine kitschige Kopie, sondern ein von der Baukommission gewünschtes und von Karl Moser mit den Raffinessen der Zeit gekonnt errichtetes und gestaltetes Gotteshaus.

(Bild: Deborah Müller)

Die Türme der drei Kirchen Zürich-St. Josef, St. Gallen-Heiligkreuz und Flawil (beide reformiert) sind ähnlich gebaut.
(Bild: Kirchgemeinde Flawil)

PLÄNE:

Archiv für Geschichte und Theorie der Architektur (gta), Signaturen 33-1911-4M1 ff.
Baupolizei der Stadt Zürich, Baueingabepläne von 1912.

QUELLEN UND LITERATUR:

- Wilhelm Umbricht, Pfarreichronik von St. Josef-Zürich (Kirchgemeindearchiv St. Josef).
- Die St. Josephskirche in Zürich-Industriequartier. In: Diaspora-Kalender, Jg. 15 (1915), S. 15-19.
- St. Josefskirche Zürich. Zur feierlichen Kirchweihe am 29. August 1965, hg.v. Katholischen Pfarramt St. Josef, Zürich 5.
- Bildnachweis Portrait Karl Moser: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv

"DIE MESSE IST FÜR MICH EIN TREFFEN MIT GOTT, ALS WÜRDE ICH MIT EINER FREUNDIN EINEN KAFFEE TRINKEN GEHEN."

"ICH STELLE MIR VIELE FRAGEN – UND FINDE ANTWORTEN IM GEBET"

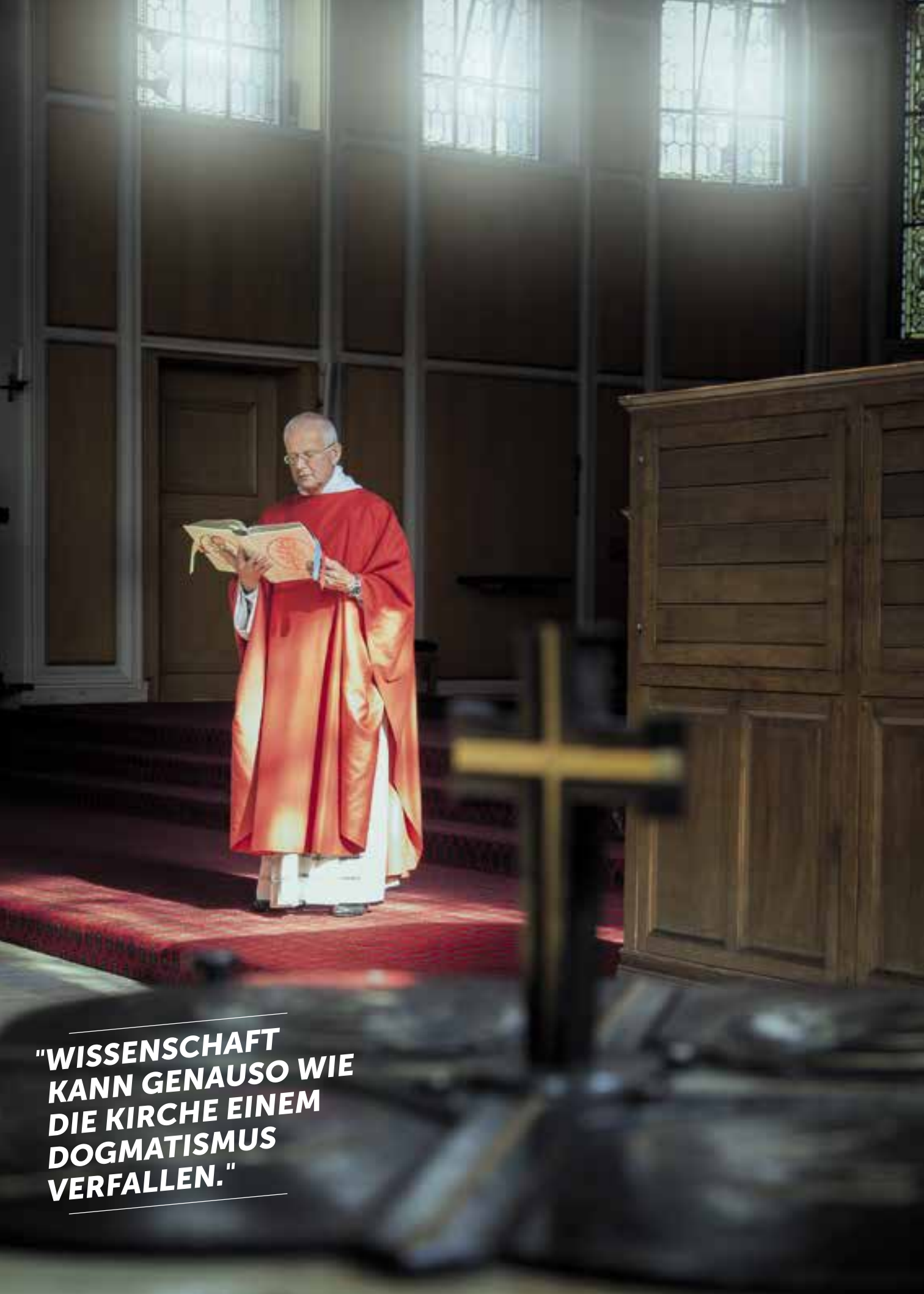
TEXT: MANUELA DONATI • BILD: IRIS STUTZ

DER LIEBE WEGEN KAM DIE KOLUMBIANERIN SILVIA GOMEZ AUS MADRID NACH ZÜRICH. IM LEBENDIGEN KREIS 5 HAT SIE EIN NEUES ZUHAUSE GEFUNDEN – AUCH DANK DEN GOTTESDIENSTEN IN DER KIRCHE ST. JOSEF.

Der Tag, an dem das Gespräch mit Silvia Gomez stattfindet, ist kalt und nass, Zürich zeigt sich von seiner garstigsten Seite. Die freundliche und warme Begrüssung von Silvia Gomez aber lässt das schlechte Wetter gleich in Vergessenheit geraten. Schön, diese südländische Herzlichkeit, denkt man, und: Wie schlimm muss so ein trister Tag für eine sonnenverwöhnte Kolumbianerin wie sie sein. Silvia Gomez tut das mit einem Lachen ab: «Meine Heimatstadt Bogotá ist oft bewölkt, das ist nicht so schlimm.» Überhaupt gibt es für sie hier in Zürich so viel zu tun: Deutsch lernen, arbeiten, das Quartier entdecken – Silvia Gomez lebt erst seit Mai 2013 in Zürich. Ihre Heimat Kolumbien hat sie aber schon vor langer Zeit verlassen: 2001 ging sie für sieben Monate nach Australien, um Englisch zu lernen. Wieder zurück in Kolumbien, beendete sie ihr Medizinstudium, um dann 2008 erneut abzureisen: nach Madrid, für eine fünfjährige Spezialisierung im Gebiet der Radio-Onkologie. Und jetzt Zürich. Der Grund: die Liebe. An Silvester 2011 lernte Silvia Gomez über gemeinsame Freunde in Madrid ihren zukünftigen Mann kennen, den Schweizer Kunstexperten Fabio Sidler. Vom ersten Moment an habe es «Klick» gemacht, erzählt Silvia Gomez mit leuchtenden Augen. Nach fast zwei Jahren Fernbeziehung heiratete das Paar im Mai 2013 in Zürich, Silvia Gomez schloss ihre Weiterbildung in Madrid ab und arbeitet seitdem als Unterassistentin im Kantonsspital Aarau.

Silvia Gomez kennt Zürich schon von früheren Besuchen, als sie noch von Madrid herflog, um ihren Liebsten zu besuchen. Es gefällt ihr, hier nun auch einen Alltag zu haben – schnell in den Viaduktbögen etwas beim Beck holen zu gehen, mit den Kollegen aus der Deutschklasse auf der Josefwiese etwas zu trinken oder am Fluss zu spazieren und dann am Oberen Letten einzukehren. Einen grossen Pluspunkt gibt sie ihrer neuen Heimat für die Schlafqualität. Ja, für Silvia Gomez ist es auch mitten im lebendigen Kreis 5 geradezu ruhig. «Bogotá hat acht Millionen Einwohner, Madrid sechs – da läuft immer etwas. Ich habe schon lange nicht mehr so viel und so tief geschlafen wie hier in Zürich», sagt sie lachend.

Silvia Gomez ist in Zürich angekommen, findet ihren Weg – auch wenn ihr Orientierungssinn sie manchmal noch verlässt, wie sie fröhlich zugibt. Dennoch ist es nicht immer einfach, weit weg von Zuhause und ihrer Familie zu sein. «Als ich das letzte Mal aus Kolumbien zurück kam, weinte ich eine Woche lang», erinnert sie sich. In solchen schwierigen Momenten hilft ihr der Glaube an Gott. «Ich weiss, dass Gott mir Kraft gibt, schwere Situationen durchzustehen und dass er einen Sinn dahinter sieht.» In einer religiösen Familie aufgewachsen, besuchte sie in Kolumbien eine katholische Mädchenschule. Als Teenager haderte Silvia Gomez mit Gott. «Ich stellte viele Fragen. Warum? Wieso? Durch Gebete habe ich Antworten gefunden.» Heute sind katholische Rituale wie das Beten vor dem Essen oder der Messebesuch am Wochenende fest in ihrem Leben verankert. «Die Messe ist für mich ein Treffen mit Gott, so, wie wenn ich mit einer Freundin einen Kaffee trinken gehe. In der Kirche bin ich konzentriert auf mein Gebet und ich kann so meine Beziehung zu Gott verbessern.»



"WISSENSCHAFT KANN GENAUSO WIE DIE KIRCHE EINEM DOGMATISMUS VERFALLEN."

"GLAUBEN IST KEINE KOPFSACHE"

TEXT: NAOMI GREGORIS • BILD: IRIS STUTZ

PFARRER HANNES KAPPELER WAR ÜBERZEUGTER WISSENSCHAFTLER BEI DER NOVARTIS, BIS ER EINES TAGES EIN TIER FAND, DAS NICHT INS KONZEPT PASSTE. HEUTE PLÄDIERT ER FÜR MEHR BAUCHGEFÜHL UND WENIGER BERECHNUNG.

Wie erzählt man das eigene Leben? Pfarrer Hannes Kappeler setzt sich in den schlichten Besprechungsraum im Nebengebäude der Kirche St. Josef und sagt, er wolle es versuchen, könne aber nichts versprechen. «Worte sind immer ungenügend», sagt er ernsthaft und faltet die Hände.

Hannes Kappelers Geschichte fängt in Basel und beim Christentum an: Die Mutter war bei den Progressiven Organisationen Schweiz, der Vater bei der CVP und der Christlich Sozialen Krankenkasse. Was aber nicht hiess, dass die Kinder sich immer brav in die Kirche setzten: «Wir fuhren oft in den Süden, in die Ferien. Da hatte es wundervolle Strände, aber der Vater hatte nur Augen für die Kirchtürme. Jedes Mal, wenn er einen erblickte, musste er sofort unbedingt dahin.» Mit der Zeit jaulten Kappeler und seine Geschwister jedes Mal auf, wenn wieder ein Kirchturm in Sicht war und beteten, dass der Vater ihn nicht sehen würde. «Viel lieber wären wir doch im Meer schwimmen gegangen!» Hannes Kappeler lacht. Die Familiengeschichten sind zahlreich, aber ausschweifen, das ist nichts für den Pfarrer. Mit sorgfältig ausgewählten Worten zeichnet er Etappe für Etappe sein Leben nach und beschreibt Verbindungen, wie sie nur das Leben knüpfen kann. Wie die Tatsache, dass er als Kind fast täglich den Zoo aufsuchte und dieser sein Paradies war, seine Arche. Und dass diese Arche heute für ihn die Kirche St. Josef sei, mit ihrem buntgemischten Publikum. Oder dass er als Jugendlicher oft in der Kirche nahe seines Elternhauses im St. Johann in Basel war, nicht aus religiösen Gründen, sondern weil ihm der Bau eine Ruhe gab, wenn er runterkommen wollte vom Lehrlingsleben. Über 30 Jahre später erfasste ihn das gleiche Gefühl wieder in der Kirche St. Josef – irgendwann fand er heraus, dass beide Kirchen vom gleichen Architekten stammen.

Kappelers Anekdoten beschreiben eine Annäherung an die Kirche, die nichts mit dem Kopf zu tun hat. «Glauben kommt woanders her.» Er weiss um kopflastige Arbeit: Vor seiner theologischen Ausbildung arbeitete Kappeler als Chemielaborant bei der Novartis. Eines Tages untersuchte er eine Wasserschnecke und entdeckte darin ein Tier mit einem wunderschönen, bunten Bauch, den es nie zeigte. Da war keine Funktion, kein Nützlichkeitsdenken erkennbar und Kappeler merkte, dass die Wissenschaft nicht immer imstande ist, Antworten zu liefern. «Mir wurde bewusst, dass Evolution immer auch eine Schönheit und geistige Grösse beinhaltet, die sich nicht mit Formeln erklären lässt.» Sorgte eine solche Umdeutung nicht für böses Blut unter den Kollegen? «Teilweise schon, ja. Wissen Sie, die Wissenschaft rührt von einem Minderwertigkeitskomplex her, der ständig ausgebadet werden will. Sie kann einem Dogmatismus verfallen, genauso, wie auch die Kirche dogmatisch werden kann.»

Mit dieser Erkenntnis suchte sich Pfarrer Kappeler fortan seinen eigenen Weg. «Es gibt Sachen, die lassen sich mit der Evolution nicht erklären, wie der Bauch jener Wasserschnecke oder die ganzen Farben der Unterwasserwelt. Da muss man woanders suchen.» Kappeler fand die Antwort in der katholischen Kirche St. Josef, wo er nun seit sechs Jahren tätig ist. Ihn überzeugen die Sakramente: «Die katholischen Rituale drücken etwas aus, was nicht greifbar ist. Die Taufe mit Wasser und Salz, das Abendmahl mit Brot – diese Dinge sind der Grund, wieso ich in der Kirche arbeite. Eine solche Auseinandersetzung finde ich sonst nirgendwo.» Anders als bei den ungenügenden Worten, die stets eine Lücke lassen zwischen sich und der Realität, können Zeremonien das, was ist, näherrücken. Noch 30 Jahre nach dem Erlebnis mit dem Bauch der Wasserschnecke ist Kappeler überzeugt von diesem Weg, denn: «Wozu brauchen wir die Bahnen der Sterne zu berechnen, wenn wir sie doch von hier unten bestaunen dürfen?» Er lächelt ein letztes Mal, die Augen blitzen, die Wörter haben ihr Bestes getan. So erzählt man ein Leben.

VON DER PFARRHERRVILLA ZUM PFARREIZENTRUM

TEXT: MARTIN SAARINEN, FREI + SAARINEN

Vor vier Jahren wurde das umgebaute Pfarreizentrum St. Josef wiedereröffnet. Die Zielsetzung, das hundertjährige Haus grundlegend umzugestalten um es heutigen Anforderungen anzupassen, war ambitioniert. Der Weg zur Realisierung war nicht immer einfach. Dank des guten Willens und dem Mut aller Beteiligter konnte am Ende dennoch aussergewöhnliche Architektur entstehen.

Das neue Pfarreizentrum: Von aussen verweisen der neue Eingang sowie die Dachgaube auf den Umbau mit Dacherweiterung. (Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)

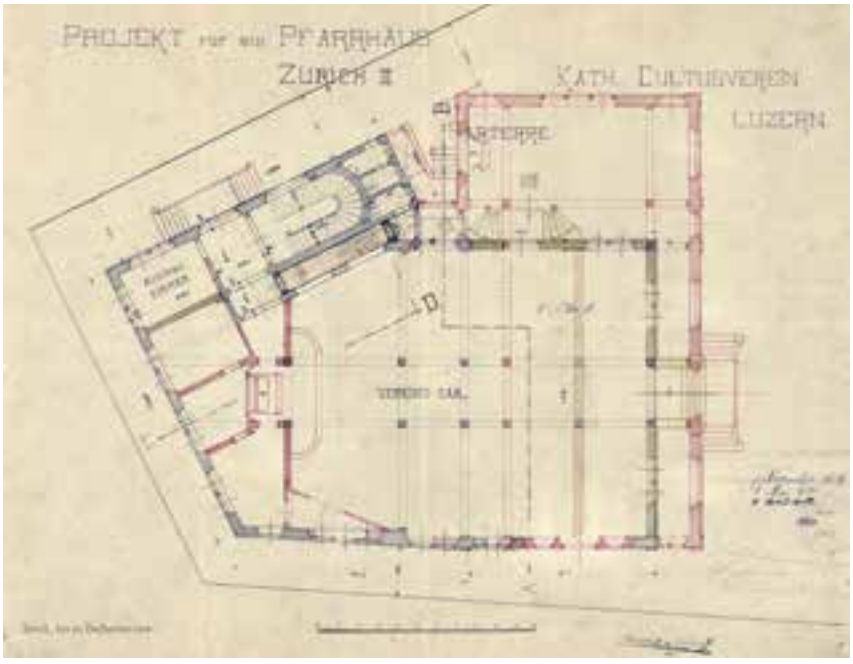
EIN PFARRHAUS OHNE KIRCHE

Im Jahre 1904 wurde das Pfarrhaus St. Josef nach den Plänen der Architekten Chiodera und Tschudy fertiggestellt, die zuvor die Erweiterung und den Turm der Kirche St. Peter und Paul realisiert hatten. Karl Mosers Kirche sollte erst zehn Jahre später errichtet werden, weswegen es galt, die üblichen Räumlichkeiten für Pfarrer und Bedienstete mit einem Kirchgemeindesaal zu ergänzen. Anfangs war dieser sauber getrennt neben der «Pfarrherrvilla» geplant, doch im Zuge des Planungsfortschritts musste innerhalb des bewilligten Bauvolumens Platz für mehr Menschen geschaffen werden. Eine Änderungs-Baueingabe aus dem Jahre 1902 verdeutlicht, wie der Saal, um neunzig Grad gedreht, in das Erdgeschoss der Villa hinein vergrössert und mit einer erhöhten Bühne zu einem veritablen Kirchenraum umfunktioniert wurde. Dies erklärt auch den Höhensprung, der bis heute im Foyer sichtbar ist: Unten befanden sich die Sitzreihen und oben, auf der Ebene des heutigen Sekretariats, eine Bühne mit Altar. Statt nebeneinander wurden Haus und Saal also übereinander angeordnet. Die Frage, wie ein grösserer Saal in das bewilligte Volumen eingepasst werden könnte, muss dem Architekten wohl Kopfzerbrechen bereitet haben und das gebaute Resultat war denn auch nicht ideal. So musste beispielsweise direkt hinter dem Fenster Richtung Heinrichstrasse eine geschlossene Wand vorgesehen werden, damit dem Saal, den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend, eine symmetrische Form verliehen werden konnte. Es erstaunt deshalb nicht, dass das Pfarrhaus St. Josef zumeist nicht unter den bekannten Bauten der Architekten aufgelistet ist.

MODIFIKATIONEN

Doch vielleicht hätte es Chiodera und Tschudy getröstet, wenn sie gewusst hätten, dass der Architekt Anton Higi keine dreissig Jahre später mit einem Umbau beauftragt werden sollte, der die ursprüngliche Konzeption nebeneinander angeordneter Trakte bezweckte. Mosers Kirche machte den grossen Saal obsolet, wodurch Higi diesen verkleinern und wieder um neunzig Grad zurückdrehen konnte: Inhalt und äussere Erscheinung wurden endlich eins.

Später, in den 1960er- und 1970er-Jahren, wurde das Erdgeschoss des Pfarreihauses den veränderten Anforderungen entsprechend angepasst: Sanitäre Anlagen wurden ins Untergeschoss verlegt und die innere



Das bewilligte Projekt für ein neues Pfarrhaus musste bei laufender Baustelle abgeändert werden, um mehr Platz für den Kirchgemeindesaal zu schaffen. (Quelle: Archiv Kirchgemeinde)

Raumaufteilung im Erdgeschoss markant verändert. So wurde aus einem bescheidenen Vorraum vor dem Kirchgemeindesaal ein Foyer, das sich neu auch auf die obere Ebene der ursprünglichen Bühne ausdehnte. Eine beachtliche Küche, die sowohl Saal als auch Foyer bedient, wurde eingebaut und darüber eine Zwischendecke eingezogen, auf der eine gewaltige Lüftungsanlage Platz fand. Lüftungsrohre, die zum Saal führen, wurden unter der Foyerdecke angebracht und mit einer abgehängten Konstruktion kaschiert. Nicht zuletzt wurde in einer ursprünglichen Lücke zwischen Pfarrhaus und Saal ein kleiner Eingangstrakt gebaut, der als Windfang über ein paar Stufen hinauf zum Foyer führte.

Die Zeichnung aus dem Jahr 1979 zeigt die damalige Raumaufteilung mit dem hinzugefügten Eingangsbereich. (Quelle: Archiv Kirchgemeinde)

Das Foyer vor dem Umbau, mit Blick Richtung Eingang.
(Bild: Martin Saarinen)

WETTBEWERB

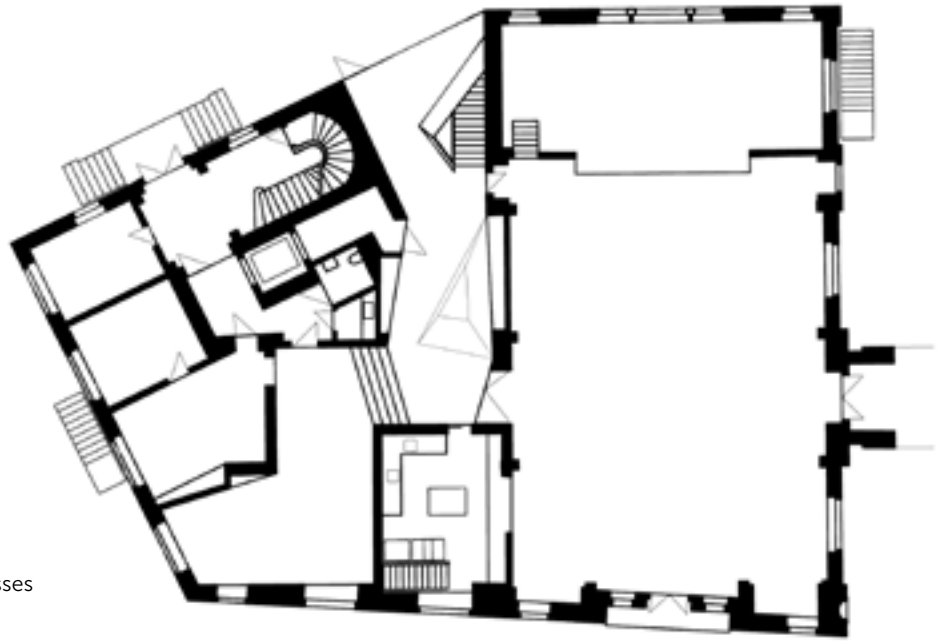
Im Jahr 2007 wurden meine Büropartnerin und ich auf eine Ausschreibung des Amtes für Hochbauten aufmerksam: Im Auftrag der Kirchgemeinde St. Josef würden Architekturbüros ausgewählt, die sich an einem Wettbewerb für den Umbau des Pfarreihauses beteiligen möchten. Man wünschte sich ein einladendes und besser belichtetes Foyer in einem behindertengängigen Pfarrhaus. Sämtliche Obergeschosse sollten zu Etagenwohnungen umfunktioniert werden und sinnvolle Massnahmen sollten die Gebäudehülle energetisch optimieren. Selbstverständlich sei das Haus im Inventar des Denkmalschutzes.

Obwohl wir in anderen Büros wertvolle Erfahrungen gesammelt hatten, konnten wir nur ein eigenes realisiertes Projekt vorweisen: den gerade fertiggestellten Umbau mit Erweiterung des Kino Xenix im Kreis 4. Unser Büro existierte seit gerade mal zwei Jahren und befand sich in einem kleinen Zimmer im Maag-Areal, welches inzwischen von renommierten Architekten zu einer Toilettenanlage umgebaut wurde. Trotzdem durften wir als jüngstes der eingeladenen Büros einen Entwurf für ein zeitgemässes Pfarrhaus ausarbeiten, um diesen dann einer Jury zu präsentieren.

→ Das Foyer vom Eingang her gesehen: Das Oblicht gibt dem Raum über dem Saalzugang eine neue Mitte. (Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)

SPURENSUCHE

Die fünf beteiligten Architekturbüros konnten anlässlich einer Begehung einen ersten Augenschein vor Ort nehmen und ich darf heute gestehen, dass wir nach den ersten Eindrücken absolut keine Vorstellung hatten, wie ein überzeugendes Projekt aussehen könnte. Zu verworren wirkte das Haus auf uns, weil die verschiedenen Umbaumassnahmen unserer Vorgänger die vorhandene Struktur teilweise bis zur Unkenntlichkeit verwischten hatten.



Die neue Organisation des Erdgeschosses im Grundriss.

Das Bauen im Bestand ist wie eine Operation: Mit gezielten Eingriffen soll ein Maximum an positiven Effekten herbeigeführt werden, was selbstredend eine Kenntnis der «Anatomie» eines Hauses voraussetzt. Dies ist jedoch manchmal kniffliger, als man denkt, weil sich die Skelette bzw. Tragwerke von Häusern erheblich unterscheiden. So können unantastbare lastabtragende Wände gleich aussehen wie solche, die lediglich der Raumaufteilung dienen und problemlos entfernt werden können. Deshalb mussten wir erst herausfinden, wie das Tragwerk funktioniert und es blieb trotz Studium der historischen Pläne am Ende nichts anderes übrig, als mittels Klopfen auf Wände und Stützen herauszuhören, was trägt und was nicht. Glücklicherweise sollten sich die Vermutungen später als richtig erweisen.

Blick hinauf zum Sekretariat: Beleuchtung und Lüftung sind in Wand und Decke integriert.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)

St. Josef fand auch im neuen Foyer seinen Platz. (Bild: Hannes Henz)

FLUCHT NACH VORNE

Man kann ein altes Gebäude in seinen Ursprungzustand zurückversetzen oder nicht. Rekonstruktion versus Neuinterpretation. Ersteres ist in einem denkmalgeschützten Haus einfach zu begründen und in vielen Fällen auch das richtige Vorgehen. Aber was hätte man im Pfarreihaus rekonstruieren können? Bereits im Urzustand entsprach das Haus ja nicht mehr den ursprünglichen Vorstellungen der Architekten und alle späteren Umbauten verunmöglichten eine Rückführung zunehmend, was insbesondere auf die Lüftungsrohre über dem Foyer zutrifft, deren Neuplanung jeden Kostenrahmen gesprengt hätte. Wir entschieden uns also für eine Neuinterpretation, wodurch wir das Risiko eingingen, von kommenden Generationen dafür kritisiert zu werden. Nachdem wir das Tragwerk des Bestandes zu verstehen glaubten, war die Form des neuen Foyers schnell gefunden: Ein S-förmiger Raum erstreckt sich zickzackförmig von einer Fassade zur anderen, wodurch mehr natürliches Licht einfällt und Ausblicke entstehen. In der Mitte, beim Saalzugang, fällt durch ein neues Loch von oben Licht in den Raum. Der Boden des ehemaligen Entrée-Raumes wird zur flachen Rampe, die hinauf zum Zugang eines Lifts führt, wodurch alle Ebenen des Hauses rollstuhlgängig erschlossen werden. Notwendige neue Zu- und Abluftanlagen sowie Garderobenschränke verschwinden hinter einer Wandbekleidung und eine herabgehängte Decke vermittelt mit ihren sanften Schrägen zwischen den verschiedenen Raumhöhen, wodurch eine grosszüge und ruhige Raumwirkung entsteht. Das neue Foyer hat in seiner Formensprache seine eigenen Gesetzmässigkeiten und erzeugt als hölzerne Ausfütterung eine Atmosphäre, die weder mit der des Kirchgemeindesaals noch jener der übrigen Räumen des Pfarrhauses vergleichbar ist. Die Andersartigkeit tritt in Form der neuen Eingangsfassade nach aussen. Diese vermeidet jede formale oder stoffliche Annäherung an den Bestand und besteht eigentlich nur aus einer unterteilten Glasfläche, die in ihrer extremen Reduktion bewusst «nichts sagt» und so den angrenzenden bestehenden Fassaden das Wort überlässt.

Wir gewannen den Wettbewerb!

Das neue Oblicht in der Mitte des Raumes.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)

Blick zum neuen Eingang.
(Bild: Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser)

Querschnitt durch Foyer und Eingang.

WOHNUNG STATT VILLA

Unser Umbauprojekt erstreckte sich über alle fünf Geschosse des Hauses und schloss neue sanitäre Anlagen ebenso ein, wie eine neue Küche, ein neues Fluchtwegkonzept und zahllose kleinere und grössere Eingriffe. Doch das Spannendste neben dem neuen Foyer, welches das Herzstück des Hauses bildet, war der Entwurf der neuen Dachgeschosswohnung für den Pfarrer. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern sollte er sich nämlich mit einer Etage begnügen. Das Baugesetz erlaubte eine Erweiterung auf einem beträchtlichen Teil der Dachterrasse, wobei die Ausschöpfung der gesetzlichen Möglichkeiten in einem neuen fünfeckigen Zimmer zur Kirche hin resultierte. Allerdings bestand der vorhandene Dachaufbau ausschliesslich aus geneigten Flächen. Unser Vorschlag war pragmatisch und abenteuerlich zugleich: Ein Erhalt der Dachschräge zwischen Bestand und Erweiterung stellt die wirtschaftlichste Lösung dar, weil das Tragwerk unangetastet bleibt. Allerdings bedeutet dies für den zusätzlichen polygonalen Raum mehrheitlich geneigte Wände, weil die neuen Aussenwände aus denkmalpflegerischer Sicht ebenfalls nicht aufrecht stehen sollten. Als wir diesen seltsamen Raum im Modell gebaut hatten, waren wir überrascht, wie wohnlich er trotz seiner unkonventionellen Geometrie erschien – Grundfläche und Höhe standen in einem guten Verhältnis zueinander und eine neue Dachgaube könnte den Zugang zu der verbleibenden Terrassenfläche bilden. Wir waren begeistert, aber wir zweifelten daran, dass die Bauherrschaft – und allen voran der zukünftige Bewohner – dieses «Wohnexperiment» riskieren würden. Umso grösser war die Freude, dass wir unseren Vorschlag realisieren durften! Natürlich nicht ohne einige Verbesserungsvorschläge, wie beispielsweise den Einbau einer kleinen Hundehütte in einen Hohlraum, der geometriebedingt in der Terrassenbrüstung entstand.

Aufgang zur neuen Dachwohnung.
(Bild: Hannes Henz)

Der Dachausbau: Der Raum links war bis zum Umbau eine Terrasse. (Bild: Hannes Henz)

Die ehemaligen Schrägdächer rechts wurden zu geneigten Innenwänden. (Bild: Hannes Henz)

KOLLEKTIVE ANSTRENGUNG

Das Interessante am Architektenberuf ist, dass man bei jedem Projekt eine Schicksalsgemeinschaft mit der Bauherrschaft eingeht. Für ein paar Jahre teilt man eine Episode im Leben, im gemeinsamen Willen, ein möglichst gutes Ergebnis zu erzielen. Wer schon einmal gebaut hat, weiss, wie viel es zu entscheiden und zu koordinieren, zu diskutieren und zu produzieren gibt, bis das Ergebnis endlich sichtbar wird. Dies erfordert einen konstruktiven Willen aller Beteiligter. Auch die Art, wie man miteinander diskutiert, muss manchmal im Fortgang der Planung erst gefunden werden, damit die Projektidee zu einem überzeugenden und finanzierbaren Ausführungsprojekt reifen kann. Jedes Projekt ist anders und mit ihm die Bauherrschaft. Trotz aller Höhen und Tiefen, die wir mit der Projektkommission der Kirchgemeinde durchzustehen hatten, können wir rückblickend von einem Glücksfall sprechen. Die Bauherrschaft verlor nämlich nie den Glauben an das Projekt und bewahrte stets den Blick auf das grosse Ganze, was sie immer wieder mit beherzten Entscheidungen bewies. Manchmal war sie sogar unverfrorener als wir: Ich erinnere mich, wie uns irgendwann der Mut verliess, die grosse Glasfläche des neuen Zugangs ohne eine weitere störende Unterteilung auszuführen zu können. Als wir dann unseren konstruktiv einfacheren, aber eben auch unschöneren Kompromiss zur Sprache brachten, beharrte Pfarrer Hannes Kappeler höchstpersönlich auf der radikaleren Ursprungsidee, worauf wir mit der ausführenden Unternehmung dann tatsächlich noch eine realisierbare Lösung fanden.

Barbara Frei + Martin Saarinen
(Bild: Brigitte Ruedel)

Die neue Pfarrerswohnung von der Terrasse her gesehen. Die schräge Innenwand bestimmte die Form der Gaube. (Bild: Hannes Henz)

DAS IST ST. JOSEF

Eine Pfarrei lebt von all jenen, die sich dafür einsetzen – als Angestellte oder Ehrenamtliche. Das Zusammenspiel der Personen und der konstruktive Austausch machen unser Pfarreileben aus.

WERNER SIEBER • PRÄSIDENT DER KIRCHENPFLEGE
«Zuhören, mitentscheiden und integrierend wirken sind mir wichtige Tätigkeiten einer gesunden Pfarrei-Gemeinschaft.»

URS FÄH • VIZEPRÄSIDENT KIRCHENPFLEGE
RESSORT PERSONAL
MITGLIED KANTONALES KIRCHENPARLAMENT
«Unser Pfarreileben aktiv mitgestalten – so engagiere ich mich für das Gemeinwohl.»

PETER BACHMANN • KIRCHENPFLEGE
RESSORT GUTSVERWALTUNG
MITGLIED PFARRKIRCHENSTIFTUNG.
«Ich bin in der Kirchenpflege, Delegierter im Stadtverband der römisch- katholischen Kirchgemeinden und Mitglied der Pfarrkirchenstiftung, ein überzeugter St. Josefler.»

URS ZILTENER • KIRCHENPFLEGE
RESSORT LIEGENSCHAFTSVERWALTUNG
«Als Verantwortlicher für den Unterhalt der Liegenschaften kann ich mein Fachwissen einbringen – und so die Pfarrei unterstützen.»

ANNY BUCHER • KIRCHENPFLEGE
RESSORT GASTRONOMIE
«Ich möchte mich für eine lebendige Kirchgemeinde einsetzen.»

HAROLD SEILER • AKTUAR, MITGLIED PFARREIRAT
«Religion ist wichtig als ein Gegengewicht in unserer materialistischen Welt – und weil ich glaube, dass der ‹Urknall› nicht der Anfang gewesen ist.»

ANDREA HOBI • KIRCHENPFLEGE
RESSORT KOMMUNIKATION
«Offen und tolerant, mutig und interessiert – für eine Kirche wie St. Josef zu kommunizieren, ist toll!»

HANNES KAPPELER • PFARRER
«Ich bin an der Quelle, darf viele zur Quelle begleiten, wo wir Trost und Hoffnung finden, aber auch Freude und Glückseligkeit.»

BRIGITTE KÄLIN • PFARREISEKRETÄRIN
«Mir wird es nie langweilig! Ich schätze den Kontakt zu den verschiedenen Menschen und die abwechslungsreichen Aufgaben.»

SUSI SINI • PFARREISEKRETÄRIN
«Die gute Zusammenarbeit mit dem Team und die abwechslungsreiche Arbeit gefallen mir.»

SZCZEPAŃSKI WOJCIECH • VIKAR
«Es ist mir ein Herzensanliegen, die Pfarrei mehr auf die Menschen hin zu öffnen!»

JOSEF KOCH • KOCH
«Ich koche für die Pfarrei und für Gäste. Dass ich dabei gerne mit Leuten zusammenarbeite, ist selbstverständlich.»

DANIEL SCHAERER • HAUSMEISTER, MESSMER
«Meine Arbeit in und um das Gotteshaus erfüllt mich mit grosser Freude – zu Ehren Gottes.»

LAUDINA ACCARDI • HAUSDIENST
«Meine Arbeitstage kann ich selbständig planen, das gefällt mir.»

MICHELE ISAAC • HAUSDIENST, SAKRISTEI
«Für die Kirche zu arbeiten – das war schon immer mein Traumjob!»

Wir danken auch den nicht namentlich genannten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern: Unserer Organistin, unserem Organisten und unserem Chorleiter! Wir danken aber auch allen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern: Unseren Pfarreiräten, vielen Vereinsmitgliedern und allen, die sich für die lebendige Gemeinde einsetzen. Sie alle machen St. Josef aus.

AUTORINNEN / AUTOREN

URS BAUR

ist aufgewachsen in Zürich, absolvierte das Studium der Kunst- und Kirchengeschichte. Baur ist als Mitarbeiter der städtischen Denkmalpflege in der Funktion «Leiter Spezialprojekte» tätig.

BRUNO BÖTSCHI

arbeitet als Reporter bei der «Schweizer Familie». Daneben ist er für diverse andere Zeitungen und Zeitschriften («Emotion», «Saisonküche» etc.) tätig. www.brunoboetschi.ch

MANUELA DONATI

arbeitet als Redaktorin für das Schweizer Fernsehen SRF sowie als freie Journalistin, u.a. für das Strassenmagazin «Surprise». Gerne zieht sie mit ihrer Foto-Kamera durch Zürich oder bereist die Welt.

NAOMI GREGORIS

studiert Kulturvermittlung an der ZHdK und arbeitet als freischaffende Kunstvermittlerin und Übersetzerin. Daneben schreibt sie seit rund drei Jahren als freie Journalistin für diverse Medien, u.a. für das Kunstmagazin «artcollector».

ANDREA KELLER

ist Redaktorin beim Schweizer Radio und Fernsehen SRF sowie freie Journalistin. Derzeit schliesst sie ihr Masterstudium in Kulturvermittlung an der ZHdK ab. Daneben engagiert sich Andrea Keller beim Zürcher KUSSmagazin.

MARIE-ANNE LERJEN

ist Kulturvermittlerin und Künstlerin. 2012 hat sie «lerjentours», die Agentur für Gehkultur, gegründet. Sie beschäftigt sich mit der Kunst- und Kulturgeschichte von Gehen und Raum sowie mit der konkreten Umsetzung vielgestaltiger Gehexperimente.
www.lerjentours.ch

PIETRO MAGGI

absolvierte das Studium der Kunstgeschichte an der Uni Zürich mit Abschluss der Dissertation zum Thema «Symbolik mittelalterlicher Bauskulptur». Maggi war Leiter verschiedener Archive, zuletzt und bis zur Pensionierung im Juni 2013 Stadtarchivar von Uster.

GABRIELA MEILE

absolvierte die Schweizer Journalisten Schule MAZ und arbeitet seit über zehn Jahren als Redaktorin und Journalistin für verschiedene Printmedien. Derzeit schreibt sie vor allem für die «Schweizer Familie».

MARTIN SAARINEN

Das Architektenduo Frei + Saarinen machte erstmals mit der Erweiterung des Zürcher Kino Xenix auf sich aufmerksam. Nebst Wohnbauten bearbeiten sie anspruchsvolle Umbauprojekte wie das Pfarreizentrum St. Josef. Soeben wurde ein neuer Gemeindesaal in Oberglatt fertiggestellt, ein Werkhof-Umbau in Glattbrugg ist im Bau.

FABIENNE SCHMUKI

schreibt seit rund zehn Jahren als freischaffende Journalistin, u.a. fürs «Surprise» Strassenmagazin sowie für «kulturkritik.ch». 2013 hat sie das Masterstudium Kulturvermittlung an der ZHdK abgeschlossen. Hauptberuflich ist Fabienne in der Musikpromotion tätig.

FOTOGRAFINNEN

DARIA FRICK

wohnt und arbeitet als selbstständige Fotografin in der Stadt Zürich. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Reportagen, Portraits und Architekturfotografie. www.dariafrick.ch

IRIS STUTZ

ist freischaffende Fotografin und lebt in Zürich. Sie war für verschiedene Magazine im In- und Ausland tätig. www.irisstutz.ch

Unser Spar-Tipp

11%*

immer am **11**. des Monats.
Kommen Sie vorbei!

www.topwell.ch

*Rabatt gültig am 11. des Monats. Nicht kumulierbar mit anderen Rabatten. Ausg. kassenzulässige oder rezeptpflichtige Medikamente, Hörgeräte, Dienstleistungen, Gutscheine und Poststelle.

HelvetiaplatzApotheke
Langstrasse 39, Tel. 044 241 31 09

HeuriedApotheke
Birmensdorferstrasse 379, Tel. 044 462 05 77

IndustrieApotheke
Limmatstrasse 180, Tel. 044 272 29 00

RotbuchApotheke
Röschibachstr. 72, Tel. 043 366 96 02

ZweierApotheke
Birmensdorferstrasse 155, Tel. 044 451 11 55

RESTAURANT HOLZSCHOPF
Heinrichstrasse 112
8005 Zürich
044 271 38 50

Das gemütliche Quartierrestaurant im Föifi,
zu jeder Tageszeit
herzlich Willkommen!

Preiswerte Mittagsmenus, gutbürgerliche Küche:
Cordon bleu, Hackbraten, Fondue und ..... fragen Sie,
wir freuen uns:
Heidi, Zoggi und Marina

Sonntag und Montag geschlossen

Seit 80 Jahren am Limmatplatz

... und ganz auf der Höhe der Zeit! Seit der Gründung im Jahre 1934 hat sich eine Menge getan. Erleben Sie eine Entdeckungsreise in die Welt unserer Design-Brillen! Und freuen Sie sich auf die neuste Kollektion im black-rough-design. Puristisch und klar in der Form. Ein wahrer Traum für Augen, die das Besondere lieben!

Tradition und Moderne im Einklang!
Der erste Optiker im Kreis 5, gegründet 1934

NIELSENFERBER OPTIK | Limmatplatz 9 | 8005 Zürich | Tel 044 271 38 26 | www.nielsenferber.ch

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN:
Kirche St. Josef, Zürich

IDEE, KONZEPT, LEITUNG:
Pas de Deux Kommunikation, Zürich

REDAKTION:
Andrea Hobi, Andrea Keller (Portraits/Interviews)

GRAFISCHES KONZEPT, UMSETZUNG:
Paolo Monaco, Designport GmbH, Zürich

TEXTE:
Josef Annen, Urs Baur, Bruno Bötschi, Manuela Donati,
Karl Flückiger, Naomi Gregoris, Hannes Kappeler,
Andrea Keller, Marie-Anne Lerjen, Pietro Maggi, Gabriela Meile,
Martin Saarinen, Fabienne Schmuki, Werner Sieber

FOTOGRAFIE:
Daria Frick, Juliet Haller, Hannes Henz, Brigitte Ruedel,
Martin Saarinen, Iris Stutz, Nicolaj Bechtel & Stefan Wülser

KORREKTORAT:
Andrea Hobi, Andrea Keller, Michael Restin

DRUCKEREI:
FO Fotorotar, Egg

PAPIER:
100% Altpapier, matt gestrichen, hochweiss,
CO2-neutral (Refutura GS)

AUFLAGE:
6'000 Stück, einmalig

NACHBESTELLUNG:
Kirche St. Josef
Röntgenstrassse 80
8005 Zürich
044 276 80 10 / www.stjosef-zuerich.ch

-

Die Verwendung der Inhalte, auch auszugsweise, bedingt die vorgängige schriftliche Zustimmung der Kirche St. Josef.

OPTIMO service

Ihre Fachleute für
Daten + Print

Drucken Sie wie noch nie.

Optimo Service AG
Daten + Print
Hardstrasse 301
CH-8021 Zürich

Telefon +41 44 278 21 65
www.datenundprint.com

Wer was zu sagen hat, hat keine Eile.
Er lässt sich Zeit und sagt's in einer Zeile:

Herzliche Glückwünsche zum Jubiläum 100 Jahre Kirche St. Josef Zürich 5!

CVP
CVP Kreise 4+5

Ihre verlässliche Apotheke im Kreis 5 ... schon immer!

Wir kennen die Bedürfnisse im Quartier, sprechen Ihre Sprache und sind immer für Sie da.

toppharm
Limmatplatz Apotheke

Besuchen Sie auch unsere Online-Shops für

Kosmetika
www.kosmetix.ch

Drogerie-Artikel
www.drogshop.ch

Sanitäts-Artikel
www.sanitix.ch

Öffnungszeiten
Mo – Fr 7.30 – 19 Uhr
Sa 7.30 – 17 Uhr

limmatplatz apotheke
Apotheke · Drogerie · Parfümerie

Dr. Albert Ganz, Apotheker FPH
Limmatstrasse 119 · 8005 Zürich · 043 366 60 20
info@limmatplatz-apotheke.ch · www.limmatplatz-apotheke.ch

UNSER DANK GEHT

an alle Portraitierten aus dem Kreis 5, die sich Zeit genommen und sich gezeigt haben. An Urs Baur für unermüdliche Recherchen, seinen Einsatz und die vielfältige Unterstützung. An die Quartierkoordinatorin Antonella Martegani, die mehr als einmal Red und Antwort gestanden hat, die Bijouterie Bourquin und FO Fotorotar.